PZ 31
.D4
v. 28
Copy 1

FT MEADE
GenColl

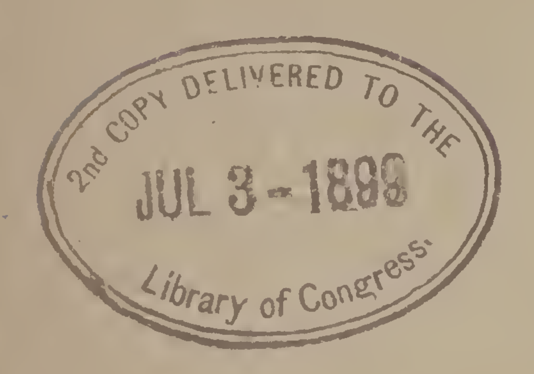
V. 28

Glaubenshelden

— der —

Böhmischen Brüdergemeinde.

SECOND COPY,
1899.

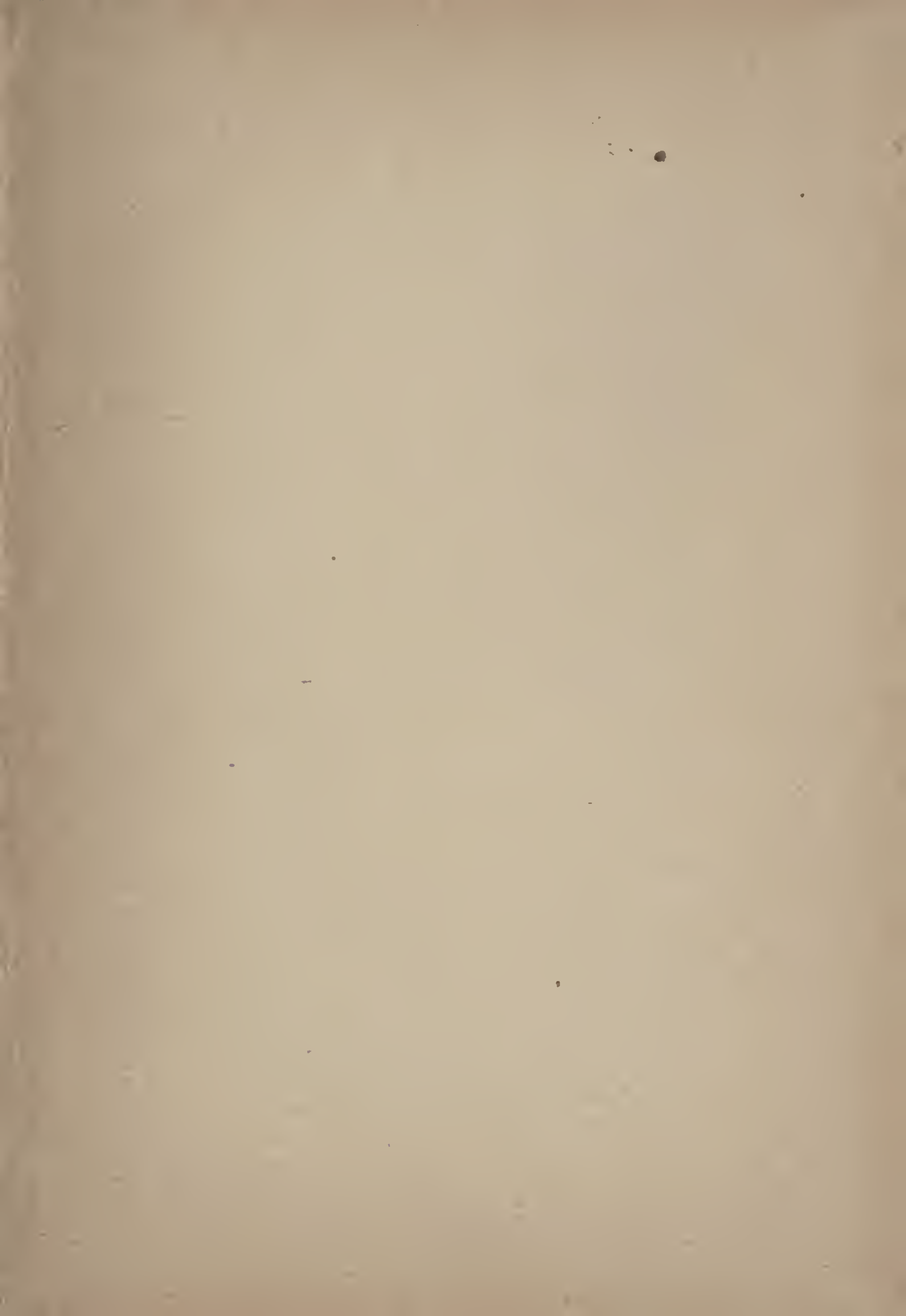


LIBRARY OF CONGRESS.

Chap. PR4004 Copyright No.

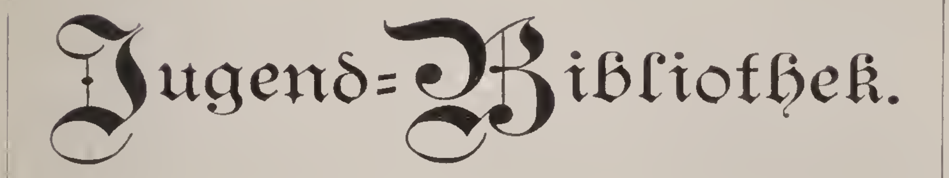
Shelf. A115 S73

UNITED STATES OF AMERICA.





Deutsche Evangelische



Achtundzwanzigstes Bändchen.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

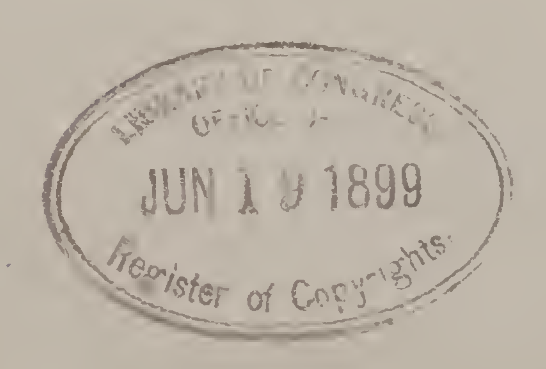
EDEN PUBLISHING HOUSE.

St. Louis, Mo.

1899.

Entered, according to Act of Congress, in the year 1899,
BY A. G. TŒNNIES,
in trust for the Eden Publishing House, in the office of the
Librarian of Congress at Washington, D. C.

TWO COPIES RECEIVED.



40094
June 19/99

Glaubenshelden

— der —

Böhmischen Brüdergemeinde.

Von der Verfasserin der

„Spanischen Brüder,“

verdeutscht von

ANNA STEEN.

EDEN PUBLISHING HOUSE,
1716-1718 Chouteau Avenue,
St. Louis, Mo.

PZ31
D4

34712

Inhalts-Verzeichnis.

F.A.W. Jan. 8, 18.

Glaubenshelden der böhmischen Brüdergemeinde.

1. Kapitel.

Eine Zusammenkunft im Walde.

„Versprich mir, Wilhelm, daß du weder Hand noch Fuß zu meiner Verteidigung rühren willst, falls man mich angreifen sollte.“ So sprach ein junger Mann, dessen Kleidung von zu Hause gesponnenem grobem Zeuge war; die Kopf und Schulter bedeckende Kupuze ließ ihn als einen böhmischen Landmann erkennen. Er befand sich mit seinem Freunde auf einem schmalen Waldwege, der durch das Licht der Laterne, die letzterer, ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren, trug, schwach beleuchtet wurde. Durch die überhängenden Zweige über ihnen stahl sich zwar schon ein matter Schimmer des Morgenrots, doch in der Waldestiefe brach sich das Tageslicht nur langsam Bahn. Es war Frühling, der Morgen des fünfundzwanzigsten April 1548. Auf der Kirche der Reformation in Böhmen — der ältesten aller evangelischen Kirchen — lastete gerade um diese Zeit das Kreuz der Verfolgung ungewöhnlich schwer.

Die beiden jungen Böhmen waren Glieder der „Unität“. So hieß diese Kirche, welche jetzt noch unter

v. 28

dem Namen Brüdergemeinde*) oder Herrnhuter bekannt ist.

Die beiden Wanderer unterhielten sich in ihrer Muttersprache, der czechischen. Wilhelm, der Laternenträger, sah den Genossen mit zweifelhaften Blicken an, indem er antwortete: „Das ist eine harte Forderung, Jakob.“ Dieser aber — Jakob Bilek — erwiderte: „Wer der Kirche dienen will, muß harte Forderungen hören und stellen, Wilhelm, und ich weiß, du bist zu solchem Dienst bereit.“

(Die Kirche der Brüder hatte ihre bestimmten Geistlichen: Bischöfe, Priester oder Presbyter, Älteste und Diakone, dazu andre, die ausgesondert waren, diesen zu dienen, um so zu den höheren Ämtern vorbereitet zu werden.)

„O, Bilek, das bin ich,“ rief der Jüngling eifrig aus. „Laß mich nur dir dienen, wie du dem Bischof dienst!“

„Einverstanden! Dann mußt du damit anfangen, daß du genau thust, was ich von dir verlange, weder mehr noch weniger.“

„Ich meine aber, ich könnte es um so leichter, wenn ich das Warum und Wozu von allem wüßte.“

„Du hast ganz recht, mein Junge. Ich bin dir dieses Vertrauen schuldig; das um so mehr, da dir, falls dem Bischof etwas Übles widerfahren sollte, die Aufgabe zufallen würde, die Brüder zu benachrichtigen.“

---

* Die Auswanderung Böhmischer und Mährischer Brüder im Jahre 1722 nach Berthelsdorf in der Oberlausitz veranlaßte die Bildung der Brüdergemeinde oder Brüderunität, nach ihrer Kolonie Herrnhut auch Herrnhuter genannt. Der Stifter der am 12. Mai 1727 gebildeten Brüdergemeinde ist Graf Nikolaus Zinzendorf.

„Aber das könntest du ja selbst thun, Bilek!"

Das Lächeln, welches die Lippen des Diakons umspielte, daß er der Unglücksbote sein müsse, entging bei der Dämmerung dem Freunde, hingegen der Ton, in welchem er antwortete: „Du mußt es für mich thun, Wilhelm," sagte genug. „Ich habe schon länger vorgehabt, dir alles mitzuteilen, fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „aber es ging nicht eher. Denn, sollten wir sicher von dieser gefahrvollen Zusammenkunft zurückkehren, so müssen unsre Lippen fest versiegelt bleiben; kein Mensch darf eine Ahnung davon haben, nicht einmal dein Vater, obgleich er der weiseste und beste Mann in der ganzen Umgegend ist. Nicht wahr, du verstehst mich, Freund?"

„Ja, aber du irrst dich, Georg Wolinsky ist nicht mein Vater."

„Nicht dein Vater? Merkwürdig! Habe ich doch dich immer ihn so nennen hören!"

„Mag sein. Er hat auch seit meinem dritten Lebensjahre wie ein Vater an mir gehandelt. Ich erinnere mich weder eines andern Vaters noch eines andern Heims. Trotzdem bin ich nur ein entfernter Verwandter, das Kind eines Vetters. Doch wir wollen jetzt nicht weiter darüber reden; sage mir vielmehr, was du vorhast. Ich verspreche dir, daß ich kein Wort davon verraten will, unter der Voraussetzung, daß nichts Schlimmes damit verbunden ist. Sollte das Gegenteil der Fall sein, ist es dann deinem Willen gemäß, darf ich —"

„Nicht darf, sondern muß," versetzte der Freund eifrig, „ich fordre von dir, daß du dann alles offenbarest. Wird doch dein Schrei nicht nur durchs ganze Land

hallen, sondern auch vor den Gnadenthron Gottes dringen. Und nun höre, was ich dir zu sagen habe. Der Bischof begiebt sich heute morgen in die Waldeslichtung zu einer Zusammenkunft mit eurem Stadthauptmann Schöneich."

Wilhelm erschrak, und seinen eignen Ohren nicht trauend, versetzte er: „Sage das noch einmal."

Bilek wiederholte langsam und deutlich seine Mitteilung. Ein Eichhörnchen zu Wilhelms Füßen, erschreckt durch das Geräusch, das die ernsten Fußgänger verursachten, sprang behende auf den Baum; ein Vöglein in den Zweigen stimmte sein Morgenlied an; der erste Sonnenstrahl rang sich durch die Blätter und malte auf einen Baumstamm, gerade über Bileks Haupt, ein Bild, das Ähnlichkeit mit einer Lichtkrone hatte. Aber Wilhelm hatte heute für das alles weder Augen noch Ohren und rief entsetzt: „Der Bischof muß wahnsinnig sein!"

„Ruhig!" versetzte Bilek. „Du redest thöricht. Wollten wir Unwissende — ich, ein unwürdiger Diakon, du, ein einfaches Glied der Gemeinde, der du noch nicht einmal ein Akoluth (Predigergehilfe) bist, — also wollten *wir* uns vermessen, über das Thun des Bischofs Augusta abzuurteilen? Das wäre ja etwas Unerhörtes, eine nicht genug zu tadelnde Frechheit."

„Mein lieber Jakob, ich bin mir ja wohl bewußt, daß ich nichts bin, es fehlt mir aber doch nicht an gesunder Vernunft. Sage mir, giebt es in ganz Böhmen einen grausameren Feind der evangelischen Sache, als gerade diesen Schöneich, Stadthauptmann von Leutomischl? Ist nicht seine Hand befleckt mit dem Blut unsrer Brüder? Ist es nicht seine größte Freude, sie zu quälen?

Hat er nicht die Kerker der Stadt gefüllt mit den Unsern, die bis auf diese Stunde in Hunger und Elend schmachten? Ist's nicht dieser Stadthauptmann Schöneich, der den Ortsvorsteher von Senanin in einen dumpfen Keller werfen ließ, wo er nach sechsmonatlichem unsagbarem Elend als ein völlig gebrochener Mann zum Widerruf bereit war? Hast du jener Sechzehn vergessen, Freund, die der Tyrann in den Prager Hungerturm sandte, nur weil ihre Kinder am Grabe eines ihrer Söhne ein Grablied sangen? Gott weiß, was die Brüder dort durchzumachen haben, und ob wir sie je wiedersehen werden. Ich könnte noch viel von seinen bösen Thaten erzählen, aber ich will schweigen.*) Ich weiß, mein Inneres ist empört, und ich bitte Gott, daß er meine Seele vor dem Haß bewahre. Aber wolltest du mir wirklich sagen, Bilek, daß der Bischof die Absicht hat, mit dem Hauptmann zusammenzutreffen und damit sich in seine Gewalt zu geben? Habe ich dich nicht falsch verstanden?"

„Du hast ganz recht gehört," gab der Gefragte zurück. „Kann nicht sogar ein Schöneich seine Übelthaten bereuen, wie vor alters Saulus, der Verfolger, es gethan?"

„Nein, das wird er nie thun!" versetzte Wilhelm rasch. „Sein Herz ist so hart, wie der graue Stein drüben."

„Ich denke," erwiderte Bilek, ob auch in einem keineswegs zuversichtlichen Tone, „ich denke, Gott kann auch sein Herz erweichen."

„Natürlich kann er das," erwiderte Wilhelm. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Ich habe aber nirgends gelesen, daß er das Herz Pharaos erweicht hat."

---

*) Historische Thatsachen.

„Und doch, Wilhelm, es scheint wirklich, als ob nach allem Schöneichs Herz weicher geworden, oder daß wenigstens sein Gewissen erwacht wäre. Er hat dem Bischof heimlich ein Schreiben zugesandt, in welchem er ihm mitteilt, daß er wegen seiner an den Brüdern verübten Grausamkeiten in großer Bekümmernis und Seelenangst ist."

„Nun, dann mag er zuerst die Gefängnisthüren aufthun," bemerkte der lebhafte Jüngling.

„Das wird seiner Zeit auch geschehen, wenn anders Gott ihm Gnade giebt. Aber zunächst muß er doch zu der Überzeugung kommen, daß er, wie er bis dahin geglaubt hat, nicht Gott einen Dienst damit thue, wenn er die Brüder verfolgt und tötet, und daß seine Angst nicht Versuchungen des Bösen sind. Eben deshalb wünscht er, mit dem Bischof sich zu besprechen. Du kennst ja den teuren Gottesmann; ähnlich dem Apostel Paulus möchte er ein Dutzend Könige Agrippa nicht beinahe, sondern ganz überreden."

„Ich traue dem Stadthauptmann nicht," warf Wilhelm ein. „Er meint's gewiß nicht ehrlich; ich fürchte vielmehr, daß er auf diese Weise dem Bischof eine Schlinge legen will."

„Der Bischof glaubt seinen Worten, und da müssen wir schweigen," gab der Diakon mit einem Seufzer zurück. „Überdies hat Schöneich feierlich geschworen, er wolle ohne jegliche Begleitung an dem verabredeten Orte erscheinen, und dem Bischof solle kein Leid widerfahren. Ich könnte mir doch schwerlich denken, daß er, und wär's auch nur um der Schande willen, als Meineidiger handeln würde. Wie gesagt, der Bischof traut

ihm, und der Preis ist ja ein so großer, daß es wert ist, alles dranzusetzen, natürlich ausgenommen Freiheit und Leben des Bischofs."

„Solltest du ihn hier unterwegs treffen und ihn nach dem bestimmten Platze begleiten?" fragte Wilhelm.

„Das war des Bischofs Meinung; aber ich dachte anders, und habe die Zeit so gewählt, daß wir, so Gott will, etwas eher ankommen werden als er. Dann gedenke ich, in der Lichtung mich umzuschauen. Da ich groß und als Bauersmann gekleidet bin, überdies das Gesicht unter der Kapuze verbergen kann, ist's um so leichter, Rundschau zu halten. Sollte Schöneich Verrat im Sinne haben, so werden er und seine Spione mich für den Bischof halten und mich ergreifen. Du aber — doch weißt du auch, wo der Platz ist?"

„Ist's die Lichtung, an welcher der große graue Stein liegt, etwa eine halbe Stunde von hier? Aber, Jakob — — —"

„Kein Aber, Freund. Thue, was ich dir befohlen habe und wie du es vor Gott zu verantworten hast. Eile zurück auf demselben Wege, den wir gekommen sind, tritt dem Bischof in den Weg und halte ihn zurück. Wenn du einen Augenblick zögerst, um dich nach mir umzusehen oder an mich zu denken, so wird die Sünde von Lots Weib auf deiner Seele sein. Bedenke, Bischof Augusta ist unser Vater und Führer, die Seele der Unität."

„Bilek, ich will thun, was du mich geheißen hast, so wahr mir Gott helfe!" gelobte Wilhelm feierlich.

Bilek ergriff die Hand des Freundes. Beide schwiegen. Aber dieses Schweigen war beredter, als viele

Beteurungen und Schwüre. Dann fing Bilek in fast flüsterndem Tone wieder an: „Sollte es sich aber ereignen, daß ich nicht wieder zurückkäme, so mußt du noch eins für mich thun. Es hat nichts mit den Angelegenheiten der Unität zu thun, sondern betrifft nur mich. Es ist nur eine kurze Bestellung an deine Schwester Maria."

„Nicht meine Schwester," äußerte der Jüngling.

„Ich habe sie für deine Schwester gehalten, doch das bleibt sich gleich. Du willst deswegen nicht minder ungern der Überbringer meiner Botschaft sein. — Sei vorsichtig mit der Laterne, mein Junge. Laß sie nicht fallen! Siehe, das Licht ist aus! Aber es schadet nicht. Wir werden bald im vollen Tageslicht sein. — Nun, was ich sagen wollte — ich weiß, Wilhelm, daß du mich lieb hast, und um dieser Liebe willen bitte ich dich, sage Maria, bei dem Worte, das wir uns gegeben, solle es bleiben, Gott habe es gehört."

Wilhelm war so überrascht, daß er kein Wort über die Lippen zu bringen vermochte. Erst auf des Freundes: „Hast du mich verstanden?" antwortete er mit zitternder Stimme: „Ja." War es ihm doch, als ob ein großer Stein auf ihn gefallen wäre. Was er nun äußerte, war weder weise, noch liebevoll, aber ehe er daran dachte, war ihm die Bemerkung entschlüpft: „Aber du bist ja ein Diakon, Jakob. Wird denn die Kirche dir und Maria gestatten, zu — — —" Hier stockte er.

In der Brüderunität war den Geistlichen das Heiraten zwar nicht gesetzlich verwehrt, jedoch in Verfolgungszeiten hielt sie davon zurück, weil es nicht ratsam

sei. Erlaubnis zu solcher Heirat mußt beim Bischofe nachgesucht werden, das geschah aber nur selten und vielleicht noch seltener mit Erfolg.

„Wozu diese Bemerkung?" fragte Bilek. „Sollte Gott uns ruhige Tage schenken, so wird der Bischof uns seine Einwilligung nicht versagen. Aber das sind mir Träume. Wilhelm, ich traue dir. Falls ich ergriffen werde, so tröste deine Schwester."

Der Jüngling vermochte es nicht, das „ich will meine Schwester trösten," über die Lippen zu bringen. Seine Zunge war wie gelähmt. Inzwischen hatten beide fast die Lichtung erreicht. Bilek bat den Freund, im Schatten der Bäume zu warten, er selbst ging weiter. Jedoch war er kaum einige Schritte gegangen, als er plötzlich umkehrte, schweigend den Freund in die Arme schloß und erst dann festen Schrittes in die Lichtung ging. Hier blieb er stehen, schaute umher, und ging darauf langsam auf und nieder. Hier war schon das volle Tageslicht eines heitern Aprilmorgens angebrochen; dadurch wurde es Wilhelm möglich, von seinem Versteckplatze aus alles genau zu beobachten.

Nach einiger Zeit ließen sich drei Männer erblicken, die von verschiedenen Richtungen her aus dem Waldesdunkel herbeigeschlichen kamen. Im nächsten Augenblicke kämpfte Bilek mit allen dreien, zwar verzweifelt, aber vergeblich. Der Überfallene mußte der Gewalt weichen und sich von den Angreifern in den Wald schleppen lassen.

Seinem Versprechen getreu, eilte Wilhelm beflügelten Schrittes zurück durch die Waldwege, um den Bischof zu warnen. Aber keine Spur von demselben

war zu sehen. War er zeitig gewarnt oder sonst verhindert worden, oder hatte er vielleicht — o schrecklicher Gedanke! — auf einem andern Wege sich nach dem bestimmten Platze begeben und war so in die ihm gelegte Falle gegangen?

Mit solchen Gedanken eilte nach einer Weile der leichtfüßige Bursche zurück nach der Lichtung. Er erreichte sie gerade, als Schöneichs Kreaturen beschäftigt waren, einen großen Mann zu verhören, der, eine Axt in der Hand tragend, wie ein Bauersmann gekleidet war.

Die Verkleidung war so täuschend und sein Benehmen war so ruhig und gefaßt, daß die Häscher eben im Begriff waren, ihn gehen zu lassen, als einer von ihnen bei dem vermeintlichen Bauersmann ein Taschentuch entdeckte. Wahrlich, nie vorher oder nachher ist ein an und für sich so harmloser Artikel seinem Besitzer so teuer zu stehen gekommen! Landleute, das sagte man sich, pflegen kein solches Ding bei sich zu tragen. Nun hätte sich aber der Bischof zu Unwahrheit und Lüge nimmermehr verstehen können. Als man sich daher über seine Person erkundigte, gab er sich unumwunden als Johann Augusta, Bischof der Kirche der vereinigten Brüder, zu erkennen.

Schöneichs wirklich satanischer Anschlag war gelungen. Unter der Regierung Ferdinands I., des Kaisers von Deutschland und Königs von Böhmen, wartete des Verräters eine großartige Belohnung. Es ist aber sehr zu bezweifeln, ob er je den entrüsteten Blick seines Opfers und den Ton hat vergessen können, in welchem der gefangene Bischof zu ihm sagte: „Mein Herr, ist das Eure Treue?“

2. Kapitel.

Der Bischof gefangen.

In der Nachbarschaft von Leutomischl, auf dem Gute des Barons von Pernstein, stand zu jener Zeit ein Haus, das von einem der bessern Klasse zugehörigen Landmann bewohnt wurde. Das Haus, obgleich ganz aus Holz gebaut, war fest und geräumig; es war zweistöckig und bot den zahlreichen Insassen hinlänglich Raum. In dem größten, zu ebener Erde, pflegte die Familie das Mittagsmahl einzunehmen, das gewöhnlich zwei Stunden vor Mittag stattfand.

Am obersten Ende des Tisches war der Platz des Hausherrn, der uns kein völlig Unbekannter mehr ist. Georg Wolinsky war ein Mann mittleren Alters, mit dunklem Haar und Bart, einem wohlwollenden, zutrauenerweckenden Angesichte und zeigte in Blick und Wesen jene eigentümliche Würde, wodurch nicht selten auch ganz einfache Personen sich auszeichnen. Ihm gegenüber saß die Hausfrau, zwar erschöpft und alt aussehend, aber stets darauf bedacht, daß es keinem der Hausgenossen an etwas fehle. Die jüngeren Kinder saßen neben ihr, während die älteste Tochter ihren Lieblingsplatz, dicht neben dem Vater, einnahm. Maria, so hieß sie, ein hübsches, anspruchsloses Mädchen von reichlich sechzehn Jahren, trug einen roten Rock mit einem schwarzen Leibchen, über welches ihr dickes, blondes Haar in zwei langen Flechten herabhing. Gesinde und Mitarbeiter vom herrschaftlichen Gute, auf welchem

Wolinsky das Amt eines Verwalters führte, sowie einige einfache Gäste machten die Tischgesellschaft aus.

Alle ließen sich eben die reichlich aufgetragenen Speisen wohl schmecken, als mit dem Schreckensruf: „Der Bischof ist gefangen genommen worden!“ der jugendliche Wilhelm hereinstürzte. Entsetzt blickte jeder auf den Hiobsboten. Der Schmerz war indes viel größer als die Überraschung. Schon seit vielen Monaten hatte der Bischof nur unter den größten Gefahren seine Amtspflichten verrichten können. War doch längst eine königliche Belohnung dem zugesagt, der seiner habhaft werden könne. Die Zahl seiner Feinde war Legion! Trotzdem war er, nächst Gott durch die Treue der Brüder, besonders durch die hingebenden Dienste Bileks, bis dahin den Händen der Widersacher entronnen. Aber ein Schlag verliert kaum etwas von seinem Schrecken dadurch, daß er schon länger befürchtet wurde.

„Und Bilek?“ hieß es.

„Und Bilek,“ antwortete der Gefragte tiefbetrübt.

„Das ist ja ganz natürlich,“ bemerkte Wolinsky. „Wo der Bischof ist, da wird auch Bilek, sein treuer Diener, sein.“

Diese Worte brachen den Bann, der über ein Herz starres Entsetzen gebracht hatte. Die neben dem Vater sitzende Tochter stieß einen matten Schmerzensschrei aus, ihre Stimme wurde indes übertäubt durch die andern, die sich in Fragen über das Wie und Wann des schrecklichen Ereignisses ergingen.

Wilhelm berichtete in aller Kürze, was er erlebt, und ehe er zu Ende war, weinten die bärtigen Männer nicht minder bittere Thränen, als die Frauen und Kin-

der. Endlich wandte sich Wolinsky an ihn und sagte mit zitternder Stimme: „Mein Sohn, du siehst so blaß aus; setze dich.“ Wilhelm antwortete mit Kopfschütteln, lehnte sich indes über die Schulter des Pflegevaters und sprach in bittendem Tone: „Mein Vater, ich möchte Euch um eine große Vergünstigung bitten. Wollt Ihr mir Dobry leihen?“

„Was willst du mit dem Pferde, mein Sohn?“

„Schöneich wird seine Gefangenen nach Prag bringen, und zwar ungesäumt. Hier dürfte er sie keinen einzigen Tag behalten. Ich möchte ihnen nachreiten, um das Ende zu sehen, und, will's Gott, ihnen vielleicht ein Wort des Trostes zuzutragen.“

„Aber welch ein Wagstück! Schöneich kennt dein Gesicht nur zu gut,“ warf Wolinsky ein.

„Wie? Es sieht Euch nicht ähnlich, Vater, in dieser Zeit an Gefahr für mich zu denken! Überdies werde ich mich Schöneichs Augen entziehen.“

„Ich fürchte, es wird ein fruchtloser Versuch sein. Wie könntest du den Gefangenen, die ohne Zweifel scharf bewacht werden, nahe kommen?“

„Ich hätte auf der Reise Zeit, darüber nachzudenken. Alles ist nicht ganz so hoffnungslos, wie es aussieht. Wir haben Freunde in Prag, ja selbst im Schlosse.“

„Ich weiß, dort ist wenigstens eine Freundin, Wojwodas Schwester, die beim Gouverneur als Köchin dient,“ bestätigte Wolinsky.

„Gewiß, ich habe aber an einen besseren Freund gedacht. Erinnert Ihr Euch nicht Heinrichs, des Schlossers, Vater?“

„Ah, Heinrich, der Schlosser! An den hatte ich

allerdings nicht gedacht. Ein guter, wohlgesinnter Mann, ob er auch nicht unsrer Unität angehören mag. Von ihm hast du ja dein Handwerk gelernt."

„Und er hat mir viel Liebe erwiesen; ich halte viel von ihm. Da fällt mir etwas ein. Ich möchte mich in meinem Handwerk vervollkommnen und bin überzeugt, daß er mich gern als Gehilfen annimmt. Mit dem Baron werdet Ihr schon alles ordnen; dafür wird er später meine Dienste um so nützlicher finden. Das ist alles, was ich außer einem Pferd und Eurem Segen von Euch erbitte, Vater."

„Beides hast du, mein Sohn. Thue, was dein Herz dir sagt, und der Herr sei mit dir!

Die Reisevorbereitungen wurden in aller Eile getroffen. Wolinsky, der ein verhältnismäßig wohlhabender Mann war, füllte die lederne Tasche des Pflegesohnes mit großen Silberstücken, damit er nach Kräften den Gefangenen beistehen könne. Die Frauen hingegen versorgten ihn mit Lebensmitteln, dem Besten, was Küche und Keller zu bieten vermochten.

„Willst du mir die Schnalle an den Gürtel nähen, Maria? Mit dieser Bitte wandte sich kurz vor seiner Abreise der Jüngling an die Tochter des Hauses und führte sie an das Fenster, an welches sie sich beim Gebrauch der Nähnadel zu setzen pflegte. Niemand war in der Nähe. Da beugte sich Wilhelm über die Nähende und sprach mit leiser Stimme: „Jakob hat mir aufgetragen, dir zu sagen, bei dem Worte, das ihr euch gegeben, solle es bleiben, Gott habe es gehört. Ich weiß nicht, was es zu bedenten hat, habe wenigstens nicht das Recht, es zu wissen. Er hat mir nur gesagt, wenn er gefangen genommen würde, so solle ich dich trösten."

Maria, eben noch so blaß, wurde plötzlich dunkelrot, und gleich darauf blässer als zuvor. Zwei-, dreimal zog sie hastig die Nadel durch, dann brach sie und Maria warf sie weg, ohne dafür eine andre zu nehmen. Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und murmelte: „Ich habe ihm zuerst gesagt, ein Diakon der Kirche dürfe nicht an so etwas denken, er aber antwortete, — nun, ‚Gott hörte‘, was er sagte. Das ist genug. Ich konnte nicht Nein sagen. Und jetzt danke ich Gott, daß ich's nicht gethan! Denn wahrscheinlich wird er den Märtyrertod sterben, und mein Leben lang kann ich das Bewußtsein haben, daß ich ihn froh gemacht habe. Seine Worte werde ich im Schrein meines Herzens bewahren."

Wilhelm wandte sich ab mit einem Gefühl, ähnlich dem des Armen in Nathans Gleichnis, dem man sein einziges Lamm genommen hatte.

3. Kapitel.

Ein gewagtes Unternehmen.

Eine Stunde später war Wilhelm auf dem Wege nach Prag. Wohlweislich ritt er in sicherer Entfernung hinter dem mit bewaffneten Hütern umgebenen bedeckten Wagen, in welchem der Bischof und sein treuer Diakon nach der Hauptstadt befördert wurden. Er verlor indes den Zug keinen Augenblick aus den Augen, ja, es gelang ihm sogar, den Ort ausfindig zu machen, wo die Gefangenen eingekerkert werden sollten. Beide wurden gleich

bei ihrer Ankunft getrennt und darauf in den Hradschin, die Citadelle Prags, geführt, der Bischof in den Weißen Turm, Bilek in den Teil, in welchem sich die königlichen Gemächer befanden.

Wilhelm, wohl einsehend, daß damit seine Beobachtungen ihr Ende erreicht hatten, begab sich jetzt zu seinem Freunde, dem Schlosser. Daß dieser in der Citadelle wohnte und für den Gouverneur arbeitete, war dem Jüngling in mehr als einer Hinsicht sehr lieb. „Iß und trink," sagte der gutmütige Schlosser, nachdem er dem Reisenden nach herzlicher Begrüßung und freundlicher Erkundigung nach den Freunden in Leutomischl Speise und Trank vorgesetzt hatte. „Bleibe bei mir, so lange du willst. An Arbeit soll's dir nicht fehlen, ebensowenig an Gelegenheit, dich in deinem Handwerk zu vervollkommnen. Das ist's doch, was du begehrst, nicht wahr? Aber höre, Wilhelm, kein Wort über Religion! Merk dir das! Ich darf meinen Ruf nicht aufs Spiel setzen. Und ich bin Katholik, ein sehr guter; verstehst du? Also, wenn eine Thür oder ein Schloß im Gefängnis der Reparatur bedarf, wem übergiebt man solche Arbeit so vertrauensvoll, wie Heinrich, dem Schlosser? Er und sein Werkkasten werden oft von meinem Herrn, dem Gouverneur, in Anspruch genommen. Hält man doch den Schlosser für einen Mann, der seine Arbeit verrichtet, ohne später der ganzen Stadt vorzuschwatzen, was er gethan."

„Gut, sehr gut!" rief der Jüngling erfreut aus. „Nach einigen Andeutungen, die Wojwoda entschlüpften, vermutete ich das schon und bin deshalb um so lieber zu Euch gekommen."

„Schweig, thörichter Bursche! Was hast du vermutet? Merke dir, ich habe nichts gesagt, außer daß ich ein guter Katholik bin. Wie, du willst nicht mehr trinken? Wir wollen zu Bett gehen, denn ich muß morgen zeitig aufstehen. Du kommst mir wie gerufen. Das Leben ohne Weib und Kind oder jemand, mit dem man ein vernünftiges Wort reden kann, ist gar zu einsam und öde."

Wie müde er auch sein mochte, kein Schlaf wollte in Wilhelms Augen kommen. Seine Gedanken beschäftigten sich besonders mit dem Schlosser. Dieser war ja von jeher den Brüdern gewogen gewesen, er würde sich aber um ihretwillen keiner Gefahr ausgesetzt haben, wie er das jetzt augenscheinlich zu thun im Begriffe stand.

Das Rätsel wurde schon am folgenden Morgen gelöst, als Meister und Gehilfe miteinander ein Stück Roggenbrot und einen Trunk Biers einnahmen. Bier oder Wein dienten in damaliger Zeit als Getränk; Thee und Kaffee wurden erst viel später bekannt. Das böhmische Bier war leicht und nicht berauschend, der saure Wein enthielt nur wenig Alkohol. Während des Frühstücks erkundigte sich Heinrich angelegentlich nach der Frau und den Kindern eines der sechzehn Gefangenen, sämtlich Familienhäupter, die in einem Verließ des Weißen Turms, dem sogenannten „Hungerturm", eingekerkert waren.

Wilhelm erzählte, was er wußte, und erkundigte sich darauf nach den Gefangenen. Der Meister stellte seinen Krug auf den Tisch und erwiderte mit abgewandtem Gesicht: „Ich habe sie gesehen, das ist, insofern, als in jener Schreckenshöhle etwas zu sehen ist."

„Ist denn ihre Lage eine so schreckliche?“

„Schrecklich? Denke dir, durch ihr Verließ geht der Abzugskanal für den ganzen Turm. Mich schaudert schon beim bloßen Gedanken an diese Kloake.“

Der Zuhörer äußerte einen Ausruf des Entsetzens, der Erzähler fuhr indes nach einigen Augenblicken fort: „Überzeugt, daß man mir trauen könne, brachte man mich zum Reparieren der Fallthür dahin; ich war noch eine Woche später krank davon. Und die Unglücklichen haben nun schon so lange dort gelegen!“

„Gott wolle ihnen helfen!“ rief Wilhelm aus.

„Amen!“ sagte Heinrich. „Es mag sonderbar klingen, wenn ich solches ausspreche, aber ich denke, er hilft ihnen wirklich. Wie hätten sie es sonst so lange aushalten und sich weigern können, zu widerrufen! Wie ich gehört, sind zwar sechs, fast zu Tode erschöpft, wankend geworden, aber die übrigen sind fest und unerschütterlich geblieben.“

„Sie werden sterben,“ äußerte der Jüngling teilnehmend.

„Nun,“ sagte der Schlosser, „sollte das der Fall sein — es giebt doch einen Himmel. Die Priester mögen sagen, was sie wollen, ich kann nicht glauben, daß der gute Gott Männer, die ihr Vertrauen auf ihn setzen, in dieser Welt so viel leiden läßt, nur, um ihnen einst zu sagen, alles sei ein Irrtum gewesen, um dessentwillen sie ewig in der Hölle brennen müßten. Wer, wie ich, mit Metallen umgeht, hat Zeit zum Nachdenken, Freund.“

„Und Euer Sinnen ist kein fruchtloses gewesen,“ versetzte Wilhelm. „Jetzt sagt mir noch eins. Was, glaubt Ihr, wird mit dem Bischof und Bilek geschehen?“

Heinrich schüttelte den Kopf. „Ich fürchte das schlimmste," antwortete er. „Wie du wissen wirst, hegt der Kaiser den Verdacht, daß der Kurfürst von Sachsen nach der Krone Böhmens strebt, und daß die Protestanten dessen Bestrebungen unterstützen."

„Aber," entgegnete Wilhelm, „die Brüder sind doch bekannt als Friedensleute, die dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und nur erwarten, ihnen zu gestatten, Gott zu geben, was Gottes ist."

„Was, nach eurem Begriff, euch nicht gestattet wird," fiel der Schlosser ein.

„Leider nicht," gab Wilhelm zurück; „aber wir lehnen uns deshalb nicht auf. ‚Man verfolgt uns, so dulden wir; man lästert uns, so flehen wir'." (1 Kor. 4, 12.)

„Das will der Kaiser nicht glauben, besonders seit euer Bischof in Wittenberg war. Er hat's darauf abgesehen, ihn zum Geständnis zu bringen und wird kein Mittel unversucht lassen."

„Der Bischof wird ihm und jedermann die Wahrheit sagen, nicht mehr und nicht weniger," behauptete der Jüngling nicht ohne Stolz.

„Nun, das wird sich schon zeigen," versetzte Heinrich. Es giebt Mittel, durch welche man den Unglücklichen den Mund zu öffnen weiß, mit und ohne ihren Willen."

Wilhelm stöhnte. Aber der Meister ließ ihm nicht Zeit, seinen trüben Gedanken nachzugehen, sondern forderte ihn auf, mit ihm an die Arbeit zu gehen. Es sei hohe Zeit. Der Herr Gouverneur hätte seinen Geldschrank eigentlich schon am vorigen Tage haben sol-

len, sagte er, es freue ihn aber um Wilhelms willen, daß der Schrank nicht fertig geworden. Es gezieme sich zwar nicht, daß der Meister sein Werk lobe, er könne aber in Wahrheit behaupten, es sei ein Meisterstück der Schlosserkunst. Kein Dieb werde imstande sein, das Schloß zu erbrechen. „Aber," fuhr der redselige Mann fort, „ich will dir's zeigen, wie ein ähnliches herzustellen ist; das wird für dich von größerem Werte sein, als ein ansehnliches Vermögen an barem Gelde."

Wilhelm arbeitete also zusammen mit dem freundlichen Schlosser und wartete zugleich gespannt auf Nachrichten über die Gefangenen, mehr noch auf Gelegenheit zum Verkehr mit denselben. Der Schlosser war übrigens nicht sein einziger Freund in der Stadt; es gab auch noch einige heimliche Glieder der Unität, die ihm gewogen waren und selbstverständlich innige Teilnahme für die Gefangenen hatten.

Vierzehn Tage waren verflossen, da kam eine Nachricht erschütternder Art. An beiden, dem Bischof und Bilek, waren die entsetzlichsten Folterqualen versucht worden, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wurde. Sollten sie wider Erwarten sich erholen, so stand ihnen zum zweitenmale dieselbe Tortur bevor.

Wilhelm entfiel bei dieser Schreckenskunde fast das Herz. Das diente ihm indes zum Trost, daß die Märtyrer weder ihren Glauben verleugnet, noch irgend einen Bruder verraten hatten. Da sie sich keiner feindlichen Absichten wider den Kaiser bewußt waren, hatten sie nichts zu bekennen.

Als am Abend des Tages, an welchem er solches gehört, Wilhelm bekümmert in seiner Kammer saß, trat

der Meister bei ihm ein, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Nimm dich zusammen, mein Junge! Bist du krank?"

„Nicht körperlich," war die Antwort.

„Verschmähe nicht meinen Rat und sei nicht krank, solange es Arbeit für uns beide giebt."

„Arbeit? Ja! Laßt mich in die Schmiede gehen, Heinrich. Es wird mir gut thun."

„Nicht so hastig, mein Sohn. Die Arbeit, die ich meine, wartet auf dich nicht in der Schmiede, sondern im Schlosse. Möchtest du wohl den Bischof und Bilek sehen?"

„Ob ich das möchte?" Mit diesen Worten sprang der Jüngling auf. Sein Angesicht war wie in Purpur getaucht und seine Augen funkelten. „Möchte?" wiederholte er. „Ich gäbe mit Freuden das Leben dafür hin."

„Wohlan, so will ich dir meine Pläne mitteilen. Mag es auch ein gewagtes Unternehmen sein, es ist, wie du sagst, des Lohnes wert."

4. Kapitel.

Der Weiße Turm.

Ein Brief von Wilhelm Wolinsky aus dem Gefängnisse, der in deutscher Übersetzung wie folgt lautet:

„Geschrieben im Weißen Turm, wie ich glaube, ungefähr Ende Mai.

„An meine liebe Verwandte Maria Wolinsky. Ich schreibe, weil mir Schreibmaterialien zur Verfügung stehen. Meine guten Freunde, der Kerkermeister und die Köchin, haben mir genug davon verschafft. Ich fühle das Bedürfnis, vor allen Dingen dir mitzuteilen, wie ich hierher gekommen bin.

„Heinrichs Plan, mir Einlaß ins Gefängnis zu verschaffen, war ein gewagter. Er hatte gemeint, Jakob sei in den Weißen Turm gebracht worden und teile mit dem Bischof denselben Kerker, was nicht der Fall war. Er hatte nun etwas zu thun in einer Zelle, die gerade über dem Verließ des Bischofs liegt, und nahm mich als Handlanger mit. Er ging früh nach Hause und sagte dem Thorhüter, er sei noch anderwärts in Anspruch genommen, habe aber seinen Gehilfen zurückgelassen, der die Arbeit fertig machen und, falls es zu spät werden sollte, bei dem Kerkermeister übernachten werde. Letzterer war natürlich in den Plan eingeweiht. Mit seiner Einwilligung blieb ich die ganze Nacht in der Zelle, in welcher ich gearbeitet hatte; noch mehr, nachdem er dem Bischof das Abendbrot gebracht, zog er sich zurück, ohne die Zelle desselben abzuschließen. Das letztere konnte insofern keine schlimmen Folgen nach sich ziehen, da der Bischof so schwach war, nicht einmal durch seine Zelle gehen zu können, ein Fluchtversuch also ausgeschlossen war.

„Gleich nach Tagesanbruch kroch ich nun die steile Wendeltreppe hinunter und öffnete geräuschlos die Thür zur Zelle des Bischofs. Im spärlichen Lichte erkannte ich sein Angesicht mit dem schmerzensreichen Ausdruck, aber auch mit dem des Friedens, welchen Schmerzen

nie ganz zu verdrängen mögen. Aber ich habe alles übrige geschrieben, auch seine Bestellungen an die Gemeinde, in dem Briefe, der voraussichtlich jetzt in euren Händen ist. Ich sage hier nur noch einmal, weil es meinem eignen Herzen ein Trost ist und die Erinnerung daran meinen Kerker erhellt, daß er sagte, er freue sich, mich zu sehen, ‚als ob ein Engel vom Himmel ihn besuche‘. Ja, das hat er zu mir, dem geringsten und jüngsten der Brüder, gesagt. Dank sei Gott, daß ich seinem Diener diese Freude bereiten durfte! Ich will daran denken, wenn's mit mir zum Sterben geht. Doch nein, sondern allein an den Herrn Jesus Christus und an das, was er für mich gethan hat.

„Nachdem ich mit dem Bischof gesprochen, so lange es bei seiner Schwäche ratsam schien, entfernte ich mich wieder, ohne Gefahr zu fürchten. In der oberen Zelle angekommen, wartete ich auf den Kerkermeister, der verabredeterweise auf seinem Rundgange morgens mich befreien wollte. Er erschien auch zur bestimmten Zeit, aber statt mich in sein eignes Quartier zu führen und mich dort zu beschäftigen, wies er mich an, die Burg sofort zu verlassen. ‚Wie ich vermute, spielt einer der Wärter den Spion‘, sagte er, ‚deshalb je eher Ihr außerhalb dieser Mauern seid, desto besser ist's für uns beide‘. Den mitgebrachten Werkkasten auf der Schulter, ging ich demgemäß meines Weges; aber eben als ich um die Ecke des äußern Korridors bog, stieß ich plötzlich auf — Schöneich! Ich hatte gemeint, er habe längst Prag verlassen, vermute aber jetzt, daß er hier geblieben war, entweder um sein Werk zu vollenden, oder um den Lohn für dasselbe in Empfang zu nehmen.

„Im ersten Augenblick blieb ich wie gebannt stehen, als ob ich eine Schlange gesehen hätte, faßte mich aber schnell und ging in der Hoffnung, der Gefürchtete habe mich nicht erkannt, ruhig weiter. Das war auch der Fall, allein plötzlich wandte er sich um und rief: ‚He, Bursche, wer bist du und was hast du hier zu schaffen?‘

„‚Mein Herr,‘ antwortete ich, ‚ich stehe im Dienste Heinrichs, des Schlossers, und bin hier in seinem Auftrage.‘

„‚Deine Sprache kommt mir bekannt vor,‘ versetzte er. ‚Du hast einen Leutomischler Dialekt. Den Kopf in die Höhe, damit ich dir ins Gesicht sehen kann!‘

„Jetzt war alles vorbei. Des Stadthauptmanns Gedächtnis für Gesichter ist bekannt. ‚Du bist Wolinskys Bursche,‘ sagte er, ‚der Taugenichts, den ich schon einmal wegen einer ungesetzlichen Versammlung im Verhör hatte, indes auf Befürwortung seines Herrn, des Barons von Pernstein, gehen ließ.‘ Hierauf rief er Soldaten herbei, um mich festzunehmen. Du wunderst dich vielleicht darüber, daß ich nicht sofort an eigne Gefahr dachte. Nicht, als ob ich besonders mutig wäre, ach nein! Aber damals sah ich nur den Mann, der den Bischof verraten hatte, und empfand weiter nichts als Verachtung. Ich sagte deshalb auch nur: ‚Ich folgte Euch nach Prag, um das Ende Eures Werkes zu sehen. Gott hat es auch gesehen, und Ihr werdet es am Tage des Gerichts vor ihm zu verantworten haben!‘

„Der Kerkermeister, der ungesäumt ins Verhör genommen wurde, gestand zwar, daß er mich zu Schlosserarbeiten in seinem Quartier behalten habe, war aber anscheinend höchst erstaunt, daß man mich in Verdacht

habe, zu einem andern Zweck ins Gefängnis gekommen zu sein, und spielte überhaupt seine Rolle so gut, daß er, ohne weiter behelligt zu werden, davonkam. Ich wurde ihm übergeben mit dem Befehl, mich in eins der tiefsten Verließe zu werfen. So bin ich hier, leide aber nur, was er nicht verhüten kann. Er erweist mir manche Aufmerksamkeit, bringt mir z. B. Fleisch und Weißbrot, so oft er's nur kann, und hat die Ketten an meinen Armen so lose befestigt, daß ich mich mit Leichtigkeit bewegen kann. Wie du siehst, kann ich sogar schreiben. Durch ein Loch in der Decke fehlt es mir auch nicht ganz an Licht. Deshalb gräme dich nicht um mich, liebe Maria. Ich weiß ganz gut, welch ein zartfühlendes Herz du hast. Sage auch meinem lieben Vater und den andern, daß sie sich nicht um mich grämen.

„Aber was ich dir noch sagen muß, ist dies: es war nicht meine Schuld, daß ich Jakob nicht gesehen habe. Er ist nämlich an einem Orte eingekerkert, der außer dem Bereiche unsers Freundes, des Kerkermeisters, liegt. Er ist ein Märtyrer und hat standhaft ausgehalten um Gottes und unsers Bischofs willen. Nach menschlichem Ermessen werden beide bald beim Herrn sein. Lebe wohl, meine liebe Freundin, lebt wohl, ihr lieben Freunde alle!“

Auf einem andern Stück Papier finden sich folgende mit zitternder Hand geschriebenen Worte: „Ich weiß nicht, welche Zeit es ist, noch wie lange ich hier gewesen bin, kann deshalb kein Datum angeben. Ich pflegte täglich nach dem Abendbrot mit meinem Löffel einen Strich an der Mauer zu machen; aber seit langer Zeit habe ich keinen Haferbrei, sondern nur Roggenbrot ge=

gessen, und eben deshalb keinen Löffel erhalten. Mein Freund, der Kerkermeister, ist fort, ich fürchte, daß er in Ungnade gefallen ist; sein Nachfolger verrät mir jedoch nichts. Es muß aber wohl noch irgend jemand sein, der mir gewogen ist. Vielleicht ist's die Köchin, denn ich fand gestern dieses Papier in meinem Brot. Ich bin krank gewesen, habe mich aber wieder erholt. Ob ich wohl bis zu meinem Tode hier bleiben werde? Hätte ich zu wählen, so würde ich vorziehen, beim hellen Tageslicht, umringt von meinen Lieben, zu sterben, aber des Herrn Wille geschehe!

„Es kommt mir manchmal vor, als ob ich jahrelang hier gewesen wäre; das, was ich ehedem, als ich frei war, erlebt habe, taucht in mir nur als schwache Erinnerung auf. Zu andern Zeiten vergesse ich ganz, daß ich hier bin, und träume, daß ich mit Heinrich in der Schmiede oder daheim auf dem Felde mit dem Vater und den Geschwistern arbeite. Oft finde ich mich beim Binden der Roggengarben auf dem großen Felde mit dir, Maria. Ist's vielleicht ein Zeichen, daß es jetzt Erntezeit ist? Maria! Maria! Es kann jetzt weder dir noch mir, noch irgend jemand schaden, wenn ich dir die ganze Wahrheit sage. Ich liebe dich! Ich habe dich schon so lange geliebt, als ich mich erinnern kann. Und diese Liebe wird mit mir gehen bis ans Grab. Wenn ich sterbe, wirst du schwerlich davon hören. Es möchte aber vielleicht jemand dir die Nachricht von dem Heimgang Jakob Bileks bringen, und wenn du mit Recht um ihn weinst, so spare auch einige Thränen für Wilhelm."

Später. „Mein guter Freund, der Kerkermeister, ist wiedergekommen. Er sagt mir, daß heute erst der

sechste Juli, der dem Märtyrer Johannes Huß geweihte Tag, ist. Möchte ich, wie er, in Glaubenstreue ausharren bis ans Ende! Von dem Freunde hörte ich auch, daß der Bischof und Bilek noch am Leben sind. Beide sind nach Pürglitz überführt worden, wo sie in verschiedenen Zellen eingekerkert liegen. Gott wolle sich ihrer erbarmen, denn wahrlich, Menschen haben kein Erbarmen!

„Erzählte mir außerdem, daß alle Brüder in Leutomischl und Umgegend aus dem Lande verbannt wurden, und zwar auf Anstiften Schöneichs, der den Baron von Pernstein dazu überredet habe. Wenn ich also meine Freiheit wiedererlangen sollte, würde ich dort kein Heim mehr finden, sondern eine fremde Welt, verlassen von allen, die ich gekannt und geliebt. Gott wolle uns helfen, denn unsre Not ist groß! Aber er weiß, was am besten ist; er mag thun, wie's ihm gefällt!"

Noch später. „Es ist lange her, seit ich geschrieben habe. Jetzt muß ich eine Neuigkeit berichten, etwas so Wunderbares, daß ich's kaum zu fassen vermag. Denke dir, der gütige Kerkermeister ist soeben bei mir gewesen, um mich zu beglückwünschen. Er sagt, Baron von Pernstein habe Fürsprache für mich eingelegt, infolge deren ich auf freien Fuß gesetzt werden soll. Ich erwiderte, es liege sicherlich ein Irrtum vor. Baron von Pernstein sei von jeher ein eifriger Katholik gewesen; überdies habe ja er selbst, der Kerkermeister, mir vor einiger Zeit mitgeteilt, daß der Baron alle Brüder von seinen Gütern verbannt habe. Ich bekam die Antwort, das sei allerdings wahr, der Baron habe jedoch zu Gunsten des Georg Wolinsky und dessen Familie, die von jeher ihm treu gedient

hätte und deren Fortgehen ein großer Verlust für ihn und seine Besitzung sein würde, eine Ausnahme gemacht. Anscheinend ist dem Baron meine Rückkehr erwünscht, weil sein alter Schmied gestorben ist und er ehedem zu sagen pflegte, jeder, der den Namen Wolinsky trage, möge beten wie er wolle, vorausgesetzt, daß er zu seiner Zufriedenheit arbeite. Nicht wahr, das alles sieht wie ein Traum aus? Nun, Gott mag mit mir thun, wie's ihm gefällt!"

Dies waren die letzten Worte, welche Wilhelm Wolinsky in seinem Kerker schrieb. Am darauf folgenden Tage nahm der wohlwollende Kerkermeister ihm die Ketten ab, und den Wankenden mit kräftigem Arm stützend, führte er ihn hinauf ins Tageslicht, zunächst in seine Wohnung. Während der junge Mann sich an einem Glas Wein erquickte, schickte der an alles denkende Wohlthäter einen Boten mit der Freudennachricht zu Heinrich, dem Schlosser.

„Ich könnte dir wohl noch einen Dienst erweisen," fuhr nach einer kleinen Pause der dienstfertige Freund fort. „Möchtest du möglichst bald nach Hause?"

„Ja, ich möchte fort, sobald ich imstande bin, den Weg zu machen. Oder vielleicht könnte Heinrich mir ein Pferd leihen."

„Gehen ist außer aller Frage. Was würdest du sagen, wenn du in einem verdeckten Wagen die Reise machen könntest? Das würde deinen zitternden Gliedern viel angemessener sein, als der Rücken eines Rosses."

„Das würde aber meinem Geldbeutel schlecht passen," versetzte der Jüngling. „Ich habe nicht einen Groschen dazu."

„Mehrere kranke Gefangene werden auf Kosten eines gewissen Dr. Eckhardt, von dessen Wohlthätigkeit du vielleicht schon gehört hast, in einem solchen Wagen nach Leutomischl zurückgeschickt,“ berichtete der Kerkermeister lächelnd. Und noch ehe der erstaunte Zuhörer weitere Fragen an ihn richten konnte, trat der Schlosser, frisch weg vom Amboß, herein, drückte den Jüngling ans Herz und bat, ihm zu sagen, womit er dienen könne.

Wilhelm dankte und erzählte von der Reisegelegenheit, von welcher er soeben gehört hatte.

„Ah, herrlich!“ rief der Schlosser überglücklich aus. „Für die Wagen und ihre Befrachtung danke ich Gott und den Heiligen von ganzem Herzen! Dir brauche ich's nicht zu verschweigen, mein Junge, daß ich dem heiligen Vitus zwei von den größten Wachslichtern, die in der Stadt zu haben sind, gelobt habe, wenn er einmal eine Ausnahme machen und zur Befreiung jener unglücklichen Ketzer beitragen wolle.“

„Welcher Ketzer? Wen meint Ihr? Wer ist befreit?“ fragte Wilhelm in atemloser Spannung.

„Nun, wer anders, als jene unglücklichen Zehn, die so lange in dem grausigen Keller gemodert haben!“

„Wie, sind d i e s e frei?“ rief Wilhelm aus, kaum imstande, die Thränen zurückzuhalten. „Gelobt sei Gott, der unsre Gebete erhört und seine Barmherzigkeit nicht von uns gewandt hat!“

„Es ist Dr. Eckhardts Werk,“ bemerkte der Kerkermeister. „Er ist, wie jedermann weiß, ein Günstling des Königs. Er hat die Gefangenen in ihrem Kerker besucht und deren Anblick hat sein Herz tief erschüttert. Es war das um dieselbe Zeit, als du gefangen genommen wurdest, vor zehn Wochen.“

„Zehn Wochen?“ rief Wilhelm erstaunt aus. „Ich glaubte, ich sei wenigstens ein Jahr im Kerker gewesen.“

Nach dieser Unterbrechung fuhr der Erzähler fort: „Dr. Eckhardt legte so dringend Fürsprache für die Unglücklichen ein, bis schließlich seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt wurden. Die Befreiten werden nach Leutomischl zurückgebracht, um später, wenn sie sich erholt haben, den Ihrigen nach Preußen zu folgen. Sie werden sich gewiß freuen, daß du nun ihr Begleiter bist; denn trotz deiner Entkräftung kannst du ihnen doch, da sie ja allesamt so schwach sind, daß sie weder Hand noch Fuß rühren können, manche kleine Dienstleistung erweisen. Ich fürchte freilich, zwei oder drei werden sterben, ehe sie ihr Reiseziel erreicht haben.“

„Nun, sie werden dann wenigstens nicht in Grabesfinsternis, sondern in frischer Luft, umgeben von Glaubensgenossen, sterben,“ äußerte der lebhafte Schlosser, der allem stets die heitere Seite abzugewinnen wußte. „Hier, mein Junge, ist eine Kleinigkeit zum Kaufen von Lebensmitteln,“ fügte er hinzu, indem er Wilhelm eine Börse in die Hand drückte. „Es ist nur dein ehrlich verdienter Lohn,“ sagte er lachend, als Wilhelm das Geld zurückgeben wollte. „Höre! Erinnerst du dich noch des Geldschranks mit seinem eigenartigen Schloß? Bewahre dir das Geheimnis wohl; wer weiß, wozu es dir noch dienen mag.“

„Wir dürfen uns nicht länger aufhalten,“ fiel der Kerkermeister ein. Die Wagen warten schon am kleinen Thor und die Männer werden hineingetragen. Es wird Zeit, daß ich dich zum Gouverneur führe, damit dein Entlassungsschein und Paß ausgestellt werden.“

Wilhelm verabschiedete sich von dem Schlosser und sagte tiefgerührt: „Was könnte ich thun, um Euch meine Dankbarkeit mit der That zu beweisen?“

„Bete für mich,“ erwiderte der Schlosser, „und bitte auch die Deinen, es zu thun. Denn,“ fuhr er kaum hörbar fort, „wenn ihr, du und sie, nicht wahre Gotteskinder seid, so wüßte ich nicht, wofür ich euch halten sollte.“

Wilhelm kehrte somit dem schrecklichen Weißen Turm, dieser Stätte der Angst und des Entsetzens, wo so viele glaubensvolle Blutzeugen unter Martern ihre Seele ausgehaucht, den Rücken.

5. Kapitel.

Zwölf Jahre später.

Zwölf Jahre im Leben eines Menschen gehen nicht vorüber, ohne Veränderungen und Wechsel zu hinterlassen. So ließen auch zwölf Jahre ihre Spuren zurück an der kleinen Gruppe, deren Geschichte wir gefolgt sind.

Baron von Pernstein hatte zwar bis dahin sein den Wolinskys gegebenes Versprechen gehalten, es war aber nicht zu verkennen, daß er mit stets wachsendem Widerwillen es gethan. Seine Priester drängten ihn unaufhörlich dazu, es zu brechen. Die Nähe einer aus entschiedenen Protestanten bestehenden Familie, die öffentlich ihren Glauben bekannte, war in ihren Augen eben eine Schande und eine Gefahr für die ganze Nach-

barschaft. Auf ihr Anraten hatte der Baron zu verschiedenen Malen den Versuch gemacht, durch lockende Anerbietungen Wolinsky selbst und die einzelnen Glieder seiner Familie zum Verlassen der Unität zu bewegen. So hätte Wilhelm, der Schlosser, einfach den Preis für seine Abtrünnigkeit bestimmen können; ebenso hatte der Baron sich herabgelassen, mit Wolinsky über die Gründung eines eignen Herds für seine älteste Tochter zu reden. Er hatte katholische junge Männer mit nicht geringen Mitteln und guter Stellung als Bewerber um Marias Hand vorgeschlagen und angedeutet, die Braut eines dieser Begünstigten mit einer reichen Aussteuer auszustatten.

Trotzdem war in einem Alter, in welchem die meisten böhmischen Frauen schon eine Kinderschar um sich haben, Maria Wolinsky noch immer unverheiratet. Sie war anscheinend auch ganz zufrieden mit ihrem Leben. Es gab für sie stets vollauf zu thun; um ihre alternde Mutter, die von jeher nicht kräftig gewesen war, zu schonen, arbeitete sie mit desto größerem Fleiße, sowohl in der Milchwirtschaft, als auf dem Felde oder im Hause. Außerdem unterstützte sie noch ihren Vater bei seiner Arbeit, sich der geheimen Anhänger der Unität, welche Umstände halber nicht mit ausgewandert waren, als geistlicher Berater anzunehmen, dadurch, daß sie die Kleinen unterrichtete, die Kranken besuchte und die Notleidenden versorgte. Sie stand nun schon im achtundzwanzigsten Lebensjahre, war also eine Person mittleren Alters, mit der es eigentlich bald bergab ging. Dennoch waren die lockenden Anerbietungen des Barons ihr niemals gefährlich geworden. War es das innere Wider-

streben gegen alles, was mit Rom zusammenhing, das sie wappnete? Oder wartete sie auf einen andern?

Es war die geschäftige Erntezeit. Alle Hände waren auf Wolinskys großem Roggenfelde mit Garbenbinden beschäftigt. Wilhelm, der Schlosser, von einem achtzehnjährigen Jüngling in einen sonnenverbrannten, kräftigen dreißigjährigen Mann verwandelt, hatte sich einen Feiertag gegönnt. Er war vom Blasebalg und Amboß an die Feldarbeit geeilt, die fast das Ansehen eines Festspiels hatte. Gegen Abend, als die Sonne sich dem Westen zuneigte, traf er mit Maria zusammen. Er legte seine Garbe nieder, setzte sich und sprach, zu der Jungfrau aufblickend: „Wie mag es zugehen, daß ich plötzlich an den Weißen Turm und an die Zeit denken muß, die ich vor zwölf Jahren in demselben zugebracht? Alles steht ganz lebhaft vor mir, ich sehe sogar die Wände und Riegel meines Kerkers, die Fallthür und das Loch, durch welches das Licht kam. Es ist lange her, seit ich daran gedacht habe. Es ist mir auch, als ob ich zu einer andern Zeit dasselbe gethan, was ich jetzt thue, als ob ich dir dieselben Worte gesagt und dieselbe Garbe mit dir gebunden hätte."

Maria lächelte und erwiderte freundlich: „Das ist ja nichts Besonderes, Wilhelm. Seit ich nur denken kann, hast du alljährlich mit uns Garben gebunden und wir pflegten eben nie stumm bei der Arbeit zu sein."

„Ah, dieses Garbenbinden!" fuhr Wilhelm fort. „Ich pflegte im Kerker fortwährend davon zu träumen. Immer dachte ich, wir ständen so wie jetzt nebeneinander, von diesem selben Lichte umleuchtet. Es schien immer Sonnenuntergang zu sein."

„Ohne Zweifel, weil du dich so sehr nach dem Sonnenlicht sehntest,“ gab Maria zurück.

„Ich habe mich nicht immer gesehnt nach etwas, was ich nicht hatte. Es wurde mir auch manche Erleichterung geboten. Aber, Maria, das war vor zwölf Jahren. Und der ebräische Erzvater hat nur sieben Jahre um seine Rahel gedient, ich aber habe, wie du weißt, dich schon viel länger geliebt.“

Statt zu antworten, drehte Maria hastig das für die Garbe bestimmte Strohband, er aber, als ob er plötzlich gedrängt worden wäre, den Damm des selbstauferlegten langen Schweigens zu durchbrechen, fuhr ungestüm fort:

„Höre mich an, Maria. Dein Vater hat viele Sorge und Mühe. Der Gedanke, einen Beschützer zu haben, würde ihm eine Freude sein. Weißt du nicht, wie Tag für Tag sich die Wolken dichter über uns zusammenziehen? Der Baron ist in seinen Gefühlen uns gegenüber schwankend geworden. An irgend einem Tage mag er dem Drängen der Priester nachgeben, und dann — — —“

„O, Wilhelm, wie weißt du das?“ fragte Maria ängstlich.

„Durch viele sichere Zeichen. Nur eins: die Mutter meines Lehrburschen ist zu Priester Pibrek in Dienst gegangen, und hörte ihn öffentlich unter seinen Freunden damit prahlen, was sie zu thun gedenken. Aber sei nicht mutlos, liebe Maria. Der Gott, der bis dahin so oft uns bewahrt hat, kann es auch jetzt thun. Und doch, Maria, alles drängt mich zu der Überzeugung, daß wir angesichts der allgemeinen Gefahr zusammenstehen

sollten. So wage ich es denn, dich zu fragen, ob du nicht freundlich auf den schauen möchtest, der dich lieb hat und dessen innigster Wunsch es ist, dich zu beschützen und für dich und die Deinen zu arbeiten."

Er versuchte, ihre Hand zu ergreifen, sie zog sie indes zurück und sagte: „Ich sehe nicht ein, wie das, was du von mir wünschest, uns in unsrer Gefahr nützen könnte."

„In mehr als einer Hinsicht. Der Schloßvogt begehrt dich zum Weibe und als Mutter seiner mutterlosen Kinderschar. Um seinem Antrag Nachdruck zu geben und deinen Vater und dich zu treiben, aus Furcht Ja zu sagen, erinnert gerade er den Baron beständig an eure Ketzerei. Wärest du verheiratet, so würde er die Sache fallen und uns in Ruhe lassen."

„Nein, Wilhelm, du thust ihm unrecht. Es ist nicht Martin, der Schloßvogt, der uns zu verdächtigen sucht, sondern die Priester sind's; hauptsächlich der Prior von Strakonic, der jetzt immer bei unserm Herrn ist, hetzt ihn gegen uns auf."

„Ohne Zweifel. Ich traue dem einen so wenig wie dem andern. Manche beneiden auch deinen Vater um das Vertrauen, das er durch seine Einsicht und Ehrlichkeit sich erworben hat. Aber wirklich, Maria, es würde am besten für uns alle sein. Ich sage nicht: am besten für m i ch — dieser Beteuerung bedarf es nicht."

„Wilhelm, du vergissest, daß ich nicht über meine Hand zu verfügen habe. Vor zwölf Jahren habe ich ein für allemal mein Wort gegeben."

„Ich habe nichts vergessen," war die leise Antwort. „Aber ich habe manchmal gedacht, wenn er, der viel-

leicht jetzt als Märtyrer im Himmel ist, zu dir reden könnte — — —"

„Sage das nicht, Wilhelm. Jakob lebt. Wäre er heimgegangen, wir würden davon gehört haben."

Wilhelm schwieg. Vermochte er es doch nicht übers Herz zu bringen, ihr zu sagen, Bileks Tod sei mehr als gewiß, und daß mehr als einmal die Kunde sowohl von seinem als des Bischofs Tode gekommen war und allgemein Glauben gefunden habe.

„Er lebt noch," wiederholte Maria, indem sie zum Abendhimmel emporblickte. „Er hat mein Wort. Ich bete Tag und Nacht für ihn. Oft sehe ich ihn in seinem Kerker einsam und leidend. Könnte man nur gewiß sein — — —"

„Des können wir gewiß sein: Gott ist mit ihm."

Maria wandte sich einen Augenblick von dem Freunde ab. Wer kennt nicht das Gefühl, wenn in der Trübsalshitze ein wohlmeinender Freund, der nicht in Schmerz und Trauer ist, an die Thür des Trübsalofens tritt und zuversichtlich von der Nähe Gottes in demselben redet! Ein solches Gefühl hatten die Worte des Freundes bei Maria geweckt. Sie hatte sich indes bald wieder gefaßt und antwortete ruhig: „Dessen bin ich gewiß, Wilhelm. Und doch ist's so schwer, gar nichts zu hören. Wir hören ja auch nichts von unsern Toten, wir wissen aber, sie können weder sündigen noch leiden. Aber Jakob ist nicht in der seligen Ruhe. Er ist in jenem Kerker zu Pürglitz. Vielleicht ist er krank oder liegt im Sterben. Wenn man nur ein Wort von ihm erhalten könnte!"

Sie schwieg, fuhr aber nach einer Weile, ganz Wil-

helms Anwesenheit vergessend, wie im Traume zu sich selbst redend, fort: „Zuweilen frage ich mich, was wohl er wünscht, das ich thun soll."

„Ich glaube, ich weiß es," flüsterte Wilhelm, als ob er sich vor dem Ton seiner eignen Worte fürchtete.

„Es mag sein, denn er war immer selbstlos. Aber das macht es nicht leichter. Was gäbe ich um ein Wort von ihm, und wär's auch das Leben!"

„Und würdest du dann nicht dein Leben, sondern ein kleines Ja mir geben?" fragte atemlos, plötzlich der Versuchung nachgebend, der Freund.

„Es steht dir nicht gut an, so thörichte Reden zu führen, Wilhelm," versetzte die Jungfrau erregt. „Sieh, unsre Arbeit ist gethan. Komm mit ins Haus."

„Noch einen Augenblick, ich bitte dich. Wenn ich nach Pürglitz gehe, wenn ich Jakob sehe und mit ihm rede und dir seine Antwort bringe, würde dir das genügen?"

„Du sprichst nicht, wie es sich für einen Christen und Bruder der Unität geziemt, Wilhelm," erwiderte die Jungfrau würdevoll. „Was du sagst, ist unmöglich. Ich kann dich ja nicht von der Reise nach Pürglitz abhalten, thue, was du willst, aber nur das möchte ich dir sagen: wir beide, Jakob und ich, haben uns gegenseitig unser Wort gegeben und werden es nicht brechen. Doch komm, der Vater ruft uns."

6. Kapitel.

Gewitterwolken.

Noch am späten Abend saß Wilhelm sinnend in seiner einsamen Kammer neben der Schmiedewerkstatt. Seine teure czechische Bibel, eine der kostbaren Gaben, welche Johannes Huß seinem Lande gegeben, lag geöffnet vor ihm. Er las aber nicht, sondern dachte an das, was er gethan. Angeleitet zu Selbstbekämpfung und Selbstaufopferung, mußte er sich sagen, daß er seinen eignen Willen und die Erlangung seiner eignen Wünsche mit leidenschaftlichem Drängen hatte durchsetzen wollen. Er machte sich die bittersten Vorwürfe. Wie hatte er die, die er so innig liebte, verletzt und wie treulos hatte er gegen seinen abwesenden leidenden Freund gehandelt! Er schämte sich seines Betragens, er beugte sich in Demut vor Gott und flehte um Vergebung seiner Sünde!

Der Gedanke an eine Reise nach Pürglitz war während der zwölf Jahre oft in Wilhelm aufgestiegen, war also kein neuer, aber der, diese Reise zu seinen persönlichen Zwecken zu benutzen, war ihm erst heute gekommen. Er hatte in den zwölf Jahren wohl kaum weniger an die Gefangenen gedacht, als Maria es gethan; er hatte sich auch an den Bemühungen der Freunde, mit denselben in Verbindung zu treten und ihre grausame Gefangenschaft zu erleichtern, aufs lebhafteste beteiligt. Einmal hatte auf längere Zeit ein den Brüdern gewogener Soldat aus Leutomischl einen Platz unter der Wache des Bischofs bekleidet und sich im Überbringen von Briefen

und Bestellungen als sehr nützlich erwiesen. Von diesem hatten sie in Erfahrung gebracht, daß der Bischof zum zweitenmale die Qualen der Folter habe durchmachen müssen, während Bilek, der schon auf der Folterbank ausgestreckt gelegen, durch die Fürsprache der Gattin des Gouverneurs den drohenden Qualen entrissen worden sei. Außerdem hatten sie noch Kunde erhalten von der Überführung der beiden nach Pürglitz, anscheinend, um dort hingerichtet zu werden.

Wilhelm wurde nun fortwährend verfolgt von der Erinnerung an den Tag, da er den Bischof gesehen und von ihm als Engel Gottes begrüßt worden war. Kaum minder beschäftigte ihn Bilek, den er bekanntlich bei der Gelegenheit nicht gesehen. Seine Gedanken und Gefühle im Blick auf den Diakon waren ein seltsames Gemisch von Ehrfurcht und Liebe, keineswegs denen ähnlich, mit welchen gewöhnlich ein Mann auf den sieht, dem es gelungen ist, das Herz der zu gewinnen, welche er für sich begehrt hatte.

Der Tod des befreundeten Soldaten von Leutomischl veränderte Wilhelms lang gehegten Wunsch, etwas für die Gefangenen zu thun, zu einem brennenden Verlangen. Das Gespräch mit Maria auf dem Erntefelde war also keineswegs die Ursache seines Sehnens, es war vielmehr eine Folge desselben. Die Sache war die: zwei Herzen, die insgeheim von demselben Wunsche beseelt waren, gerieten in plötzliche Berührung, wie zwei Feuersteine, und der Funke eines festen Entschlusses war das Resultat. Wilhelm wollte nach Pürglitz reisen und was durch menschlichen Scharfsinn und entschlossenes Handeln erreicht werden konnte, das sollte auch erreicht werden.

Der erste Schritt dazu war, von seinem Herrn Erlaubnis zu einer längeren Abwesenheit zu erlangen. Natürlich durfte der bigotte Baron nichts erfahren von dem Zweck der Reise. Erlaubnis zu erhalten war aber durchaus nicht leicht, einmal, weil der geschickte junge Schlosser kaum zu entbehren war, und sodann, weil sein Herr befürchtete, er möchte überhaupt das Land verlassen. Dazu kam nun noch, daß die Feindschaft des Barons gegen die Familie Wolinsky fortwährend zunahm.

Unter solch drohenden Aussichten war es vom Herbst in den Winter gegangen. Nun war der Winter fast zu Ende. Schnee und Frost waren verschwunden; die Märzwinde kamen aber noch kalt und scharf von den Bergen her, als eines Abends Georg Wolinsky sich dem Pflegesohne anschloß, der auf dem Wege vom Schlosse nach seiner Wohnung begriffen war. Georg, bei unsrer ersten Bekanntschaft ein vierzigjähriger Mann, war jetzt über fünfzig, aber immer noch kräftig und gesund. An diesem Abend war indes seine Stirn umwölkt und der Ton, in welchem er dem Adoptivsohn sagte: „Ich möchte ein Wort mit dir reden, Wilhelm," verriet, daß das, was er zu sagen hatte, sehr ernster Art sei.

„Etwas Neues, mein Vater?" fragte Wilhelm, indem er die Hand des Bekümmerten ergriff.

„Es ist dies: ich habe Befehl erhalten, morgen nach der Frühmesse im Schlosse zu erscheinen."

„Habt Ihr irgend eine Andeutung über das Warum und Wozu erhalten?"

„Mein Sohn, der Baron hat öffentlich ausgesprochen, er wolle nicht länger mit sich spielen lassen.

Ich werde erklären müssen, daß ich die Unität verlassen will, oder — —“

„Oder was, mein Vater?“ fragte Wilhelm flüsternd.

Georg Wolinsky erhob mit traurigem, aber festem Blicke die Augen gen Himmel und antwortete: „Es könnte kaum weniger, aber auch nicht mehr sein, als — Tod.“

In damaliger Zeit hatten die böhmischen Barone noch Macht über Leben und Tod ihrer Vasallen, und sie zögerten gewöhnlich nicht, von dieser Macht gegebenen Falls Gebrauch zu machen.

„Nein, mein Vater, nein, das darf nicht sein!“ rief Wilhelm erregt aus. „Ihr müßt noch in dieser Nacht die Flucht ergreifen. Ich werde Euch dazu behilflich sein und Euch so verkleiden, daß Ihr sicher über das Mährische Gebirge kommt!“

„Und Frau und Kinder, dazu auch dich, mein Wilhelm, an meiner Statt leiden lassen? Nein, mein Sohn! Du meinst es ja gut, aber das kann nicht sein. Schlage dir diesen Gedanken aus dem Sinn!“

„Aber, Vater, hört auf mich — — —“

„Über alles andre will ich gern deinen Worten lauschen, denn deine Stimme ist meinen Ohren lieblich, und wer weiß, ob ich sie nicht diesen Abend zum letztenmale höre. Aber ich bitte dich, verschwende nicht die kurze Zeit, die uns vergönnt ist, mit Reden über unmögliche Dinge. Die Rache, welche der Baron sicherlich an den Meinigen ausüben würde — — — o, Wilhelm, ich mag nicht daran denken! Meine gute Lebensgefährtin, die so kränklich und schwach ist, wird nicht lange von mir getrennt bleiben. Dreißig Jahre haben wir hie-

nieden miteinander gepilgert. Ich danke Gott jetzt für die Kinder, die uns in den Himmel vorangegangen sind — für unsre beiden prächtigen Knaben und das liebliche kleine Mädchen. Vielleicht ist es mir vergönnt, vor dem nächsten Sonnenuntergang sie wieder zu sehen. Für die, welche ich zurücklassen muß, wird der Vater der Waisen sorgen. Es sind gute Kinder; sie lieben und fürchten Gott und schätzen den Glauben der Unität höher als das Leben. Sollte der Baron sich genügen lassen mit — — mit dem, was Gott ihm zuläßt, an mir zu thun und dich und sie fürs erste noch unbehelligt lassen, so wäre es das beste, ihr bliebet, so lange meine Frau noch unter euch weilt. Sie würde sich nicht leicht bewegen lassen, die Stätte hier zu verlassen. Aber später, sobald ihr sicher fortkommen könnt, um in dem Lande, wo unsre Brüder in Frieden Gott dienen, eine Zufluchtsstätte zu suchen, so wandre mit ihnen aus. Franz und Johann werden allenthalben ihr Brot finden, und wie ich überzeugt bin, für die jüngeren Schwestern sorgen. Ich will mit ihnen reden, ob's mir auch schwer werden mag."

„Und Maria?" fragte der junge Mann leise.

„Sie vertraue ich dir an. Sorge für sie."

„Wenn sie es mir nur gestatten will," war die zweifelhafte Antwort.

„Du weißt, Wilhelm, daß das schon seit lange meines Herzens Wunsch gewesen ist. Aber ich mag ja mein Kind nicht drängen."

„Welche Stellung sie auch mir gegenüber immer einnehmen mag, dies verspreche ich Euch, lieber Vater, daß ich für sie thun will, was nur ein treuer Mann zu thun vermag, und das auch für die andern alle."

„Ich weiß es, mein Sohn. Nächst Gott vertraue ich sie dir an. Hier ist der Weg, der zu deiner Wohnung führt. Ich denke, wir verabschieden uns. Nicht wahr, du wirst für mich beten?“

„Vater, darf ich nicht mitgehen und die schlaflose Nacht mit Euch teilen?“

„Ein guter Gedanke. Ja, mein Sohn, komm mit nach deinem alten Heim.“

Die schwer heimgesuchte Familie verbrachte die Nacht mit Wachen und Beten. Bei Tagesanbruch begehrte Georg, noch einmal mit den Seinen das Morgenbrot einzunehmen. Das Abendbrot stand noch unberührt auf dem Tische. Alle setzten sich zwar um denselben, der Hausvater sprach auch wie immer das Tischgebet, es war aber keinem möglich, etwas zu genießen.

Als endlich die Stunde gekommen war, verabschiedete sich der Gatte und Vater von den Seinigen, und schüttelte auch Wilhelm bewegt die Hand. Dieser ließ sich jedoch nicht abhalten, ihn bis ans Schloß zu begleiten, während auf Geheiß des Vaters die beiden Söhne bei der Mutter blieben. Diese hatte anscheinend weniger Ahnung von der Gefahr ihres Gatten, als die übrigen. Als Georg Wolinsky fortgehen wollte, nahm sie eine Scheibe Brot und Fleisch vom Tische, wickelte beides in ein Tuch und gab es dem Scheidenden mit den Worten: „Nimm es, liebes Herz; du wirst es *vor deiner Rückkehr* nötig haben.“

Und wie hätte er abweisen können, was Liebe ihm bot! Er ließ das kleine Paket in die Tasche gleiten und sagte dabei freundlich: „Immer sorgsam für mich, geliebtes Weib! Leb wohl! Gott sei mit dir, mit euch allen!“ Darauf ging er mit Wilhelm fort, wie er glaubte, dem gewissen Tode entgegen.

7. Kapitel.

In der Tiefe.

Am Schloßthore mußte Wilhelm sich von dem Pflegevater trennen, dieser aber ging in die Schloßhalle, wo er von dem Baron, umgeben von den ersten Beamten seines Hauses, erwartet wurde. Auch mehrere Priester waren anwesend; zur Rechten des Barons saß der Prior von Strakonic.

Vor diesen angesehenen Leuten stand nun Georg Wolinsky, er, ein schlichter Landmann, ohne jegliche Gelehrsamkeit.

Wie oft hatte ehedem der Baron sich herabgelassen, mit ihm zu disputieren, ihn zu überreden, ja, gar zu bitten — diesmal wollte er nur befehlen und drohen: „Wie jedermann weiß, habe ich lange Geduld mit dir gehabt," fuhr er den Eintretenden an; „jetzt aber frage ich dich zum letztenmale: willst du deiner Ketzerei entsagen und in den Schoß der Kirche zurückkehren?"

„Ich werde nun und nimmermehr meinen Glauben verleugnen," antwortete Georg Wolinsky unentwegt.

„Dann bringt ihn auf die Folter!" schrie der Baron in leidenschaftlicher Wut. „Und sollte das nicht genügen," — hier äußerte er furchtbare Drohungen — und jeder wußte, daß diese Worte kein leerer Schall waren. Die Verließe hätten manche haarsträubende Geschichte erzählen können, bei deren Anhören uns das Blut still stehen würde.

Der Henkersknecht hatte schon Hand an das Opfer gelegt, als der Prior von Strakonic Fürsprache einlegte. Ein gutherziger Mann mit einer grausamen Glaubenslehre, wie er es war, befand sich in fortwährendem Kampfe zwischen seiner vermeintlichen Pflicht und seinen Gefühlen. „Laßt den Armen nicht foltern!“ bat er flehentlich.

Der Baron wandte sich überrascht, halb ärgerlich an ihn, indem er erwiderte: „Ich meinte doch, ehrwürdiger Vater, Ihr hättet mich stets angespornt, den Ketzer zu bekehren.“

„Zum Heil seiner Seele, aber mit Vernunft und Beweisen, nicht auf diese Weise,“ gab der Prior zurück. „Niemand sollte durch die Folter zur Annahme des wahren Glaubens gezwungen werden. Unschuldiges Blut schreit um Rache zum Himmel empor.“

Der Baron murmelte etwas wie: Kirchenleute sollten doch wissen, was sie wollten; was einer auch thun möge, es sei unmöglich, es ihnen recht zu machen, und befahl darauf dem Henker: „Laßt den Burschen los. Der heilige Vater hier ist zu weichherzig, um ihm seine verdiente Strafe zukommen zu lassen.“ Dann sich an Wolinsky wendend, fuhr er fort: „Höre, Georg Wolinsky, ich gebe insofern der Fürsprache des ehrwürdigen Priors, dessen Güte du so wenig verdient hast, nach, daß ich weder einen Tropfen deines Blutes fließen, noch deinen kleinsten Knochen zerbrechen lassen will. Auch kein Feuer, die gerechte Strafe eines Ketzers, soll für dich angezündet werden. Aber meinem Zorn sollst du dennoch nicht entgehen. Meine Leute sollen dich in das tiefste Loch meines Schlosses werfen; weder ein

Bissen Brots, noch ein Tropfen Wassers soll dir dort gereicht werden bis du stirbst."

Georg Wolinsky erblaßte, sagte aber kein Wort und rührte weder Hand noch Fuß. Der Prior flüsterte dem Baron etwas ins Ohr, dieser aber schüttelte den Kopf und gebot den Knechten, mit dem Gefangenen zu thun, wie er geboten habe.

Georg Wolinsky wurde demgemäß hinuntergeführt, immer tiefer, bis es schien, als ob er in der Mitte der Erde angelangt sei. Die Knechte machten die Thür des Verließes auf und stießen ihn hinein. Die unheimliche Zelle, nur erleuchtet von dem Licht der Laterne, die sie mitgebracht, enthielt weiter nichts, als einen kleinen Strohhaufen zum Sterben. Ehe sie ihn verließen, durchsuchten sie seine Taschen und beraubten ihn der Brotscheibe und des Fleisches, das seine Frau ihm mitgegeben. Der Gefangene war in der Finsternis allein mit seiner Seelenangst und — mit seinem Gott.

Ein Tag mit seinen vierundzwanzig Stunden war langsam dahingeschlichen. Dann wurden die schweren Riegel beiseite geschoben und durch die Thür ließ sich der willkommene Klang einer menschlichen Stimme vernehmen. „Lieber Bruder," sagte der Prior von Strakonic, „was machst du nur? Denke an deine Kinder und an deine Frau. Der Baron denkt daran, deine Frau in die Zelle über der deinigen zu werfen, damit sie dein Schicksal bejammern könne. Darum habe Erbarmen mit ihr, oder sie wird sterben. Ja, habe auch Erbarmen mit dir selbst!"

Aus der Tiefe des Kerkers und aus dem Innern eines in unaussprechlicher Qual sich befindlichen mensch-

lichen Herzens, das aber gestärkt war durch göttliche Kraft, kam die Antwort: „Ich kann meinen Glauben und meinen Gott nicht verleugnen.“ Darauf wurde die Thür wieder verriegelt, der Märtyrer war wieder allein.

Zwei Tage waren vergangen. Freilich der Gefangene wußte nichts von der Zeit. Mit jeder Stunde nahm sein Hunger zu.

Drei Tage waren vergangen. Schmerzen und Ohnmachten wechselten miteinander ab. Der Dulder betete viel, und es war ihm ein Trost, daß das Ende nicht fern sein könne.

Vier Tage waren vergangen. Hunger und Durst trieben den Armen fast zur Verzweiflung. Dazu fingen seine Gedanken an zu wandern. Er betete inbrünstig, Gott möge doch geben, daß er bei Bewußtsein sterbe und ihm bis ans Ende die Hoffnung auf ihn erhalten. Hin und wieder fiel er in einen Halbschlummer, träumte lebhaft von den Seinen und saß mit ihnen am Familientische. Nach so lieblichen Träumen war das Gefühl seines Elendes nur um so größer, so daß er schließlich betete, Gott möge ihn nicht wieder schlafen lassen. Er glaubte, das Ende müsse jetzt sehr nahe sein, und gab sich alle Mühe, noch ein letztes Gebet emporzusenden. Er betete für seine Lieben, für die Brüder der Unität und für alle, die ihm Liebe bewiesen, auch für den Prior von Strakonic; er betete aber auch für seine Feinde und Verfolger, namentlich für seinen Mörder, den Baron, und befahl dann seine Seele in die Hände seines himmlischen Vaters.

Am fünften Tage nahmen nach und nach seine Schmerzen dermaßen ab, daß er sie kaum noch fühlte.

Ein unaussprechlicher Friede kam über ihn, eine Friede, der die Zelle wie mit einem Lichtmeer füllte. Es war ihm, als ob er hinaufgetragen würde, bis er sich in einer großen, schönen Kirche befand, die er bisher nie gesehen. Der Tisch des Herrn war bereit; eine wundervolle Stimme, wie er nicht bezweifelte, die des Herrn selbst, nötigte ihn, im Glauben zu nahen, um von diesem Brot zu essen und aus diesem Kelch zu trinken. Er streckte die Hand aus und dann — doch hier fällt der Vorhang. Wir können ihm nicht weiter folgen.

8. Kapitel.

Schloß Rosenberg.

Der Prior von Strakonic war nicht der einzige, der sein angestiftetes Unheil bereute, als es zu spät war. Als Wilhelm von dem schrecklichen Lose gehört, zu welchem sein geliebter Adoptivvater verurteilt worden war und tiefbetrübt nach Hause ging, traf er Martin, den Schloßvogt. Als dieser ihn anredete, wollte Wilhelm ihm entrüstet ausweichen. Wußte er doch, welche Rolle er im Aufwiegeln des Barons gespielt hatte. Martin hielt ihn indes zurück und sagte in aufrichtiger Teilnahme: „Ich hätte nie gedacht, daß es zu solchem Ende kommen würde. Gott weiß es.“

„Ihr hättet aber daran denken sollen,“ gab Wilhelm zurück. „Ihr hättet wissen können, daß er nie seinen Glauben verleugnen würde.“

„Nun, ich muß gestehen, ich war zornig, Marias wegen. Höchstens ein, zwei Züge auf der Folter, — Gott ist mein Zeuge, das war das schlimmste, was ich erwartete — würden ihn zur Besinnung bringen. So dachte ich. Aber der Baron ist ein Mann von Eisen; wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, führt er es auch durch."

„Aber hört, Meister Schloßvogt, seid Ihr wirklich betrübt über das, was geschehen, wie, sind denn nicht die Kerkerschlüssel in Eurem Gewahrsam?"

„Diesen einen hat der Herr Baron selbst," war die Antwort: „Überdies gedenkt er morgen eine Reise anzutreten, um einer großen Versammlung der Adeligen in Harosdowic beizuwohnen."

Für einen Augenblick stieg in Wilhelm der verzweifelte Gedanke auf, den Baron zu überfallen und ihn des verhängnisvollen Schlüssels zu berauben, aber auch nur für einen Augenblick. Nachdem er noch erfahren, daß der Baron ungefähr eine Woche fortzubleiben gedenke, sagte er ohne Bitterkeit in seinem Tone: „Jetzt liegt es mir ob, der schwer heimgesuchten Familie die Trauernachricht zu bringen."

„Sagt ihnen, daß es ihnen an nichts fehlen soll," versetzte Martin. „Dafür werde ich sorgen."

Das wohlgemeinte Wort reizte indes den Unwillen des erregten jungen Mannes aufs höchste, und er wies das gütige Anerbieten kurz ab. Nach einigem Besinnen ruhiger geworden, erkundigte er sich, mit welchen Edelleuten denn der Baron zusammentreffen werde.

Der Befragte wußte nur einen Namen, den des jungen Barons Peter von Rosenberg, zu nennen. Nun

gab es aber keinen, der dem Baron von Pernstein so sehr ans Herz gewachsen war, wie gerade sein Neffe, der junge von Rosenberg, der Sohn seiner Schwester, um so mehr, da der alte Baron selbst kinderlos war. Der junge Baron kannte nicht nur Georg Wolinsky sehr gut, sondern auch den jungen Schlosser, und hatte vor längerer Zeit sich sehr befriedigt geäußert über einen eisernen Schrank, den Wilhelm für ihn gemacht hatte.

Wilhelm teilte dieses alles dem Schloßvogt mit, der seinerseits die Überzeugung aussprach, wenn der junge Baron hier gewesen wäre, würde es nicht so weit gekommen sein. Seine Fürsprache würde von besserem Erfolge gewesen sein, als die des Priors.

Wilhelm verabschiedete sich. Die Stunde, die er bei der entsetzten Familie zubrachte, hat er nie in seinem ganzen Leben vergessen können. Mit der Bemerkung, er habe dringende Geschäfte, begab er sich hierauf in seine Wohnung und zwang sich zum Genusse von Speise und Trank, um sich für die weite Reise zu stärken, die er sich vorgesetzt. Er wollte nach dem sieben bis acht Stunden entfernten Schloß Rosenberg. Um alles Aufsehen zu vermeiden, zog er es vor, zu Fuß zu reisen.

Er erreichte erst am späten Abend das Schloß, es gelang ihm aber, ungesäumt bei dem Schloßherrn vorgelassen zu werden.

„Wilhelm, der Schlosser von Pernstein?" rief der leutselige junge Baron dem Eintretenden lächelnd zu. „Ihr kommt mir wirklich wie gerufen!" Diese Begrüßung war ja allem Anscheine nach recht ermutigend, es zeigte sich indes bald, daß, während Wilhelm nur wünschte, über seinen Adoptivvater zu sprechen, der

Baron nur über seinen neuen eisernen Schrank reden wollte, und natürlich mußten zunächst die Wünsche des Barons beachtet werden. Dieser war in großer Verlegenheit. Er hatte nämlich den Schlüssel verloren und bis dahin niemand finden können, der imstande gewesen wäre, das Schloß aufzumachen.

Wilhelm mußte sich also fügen, wußte aber, daß zu der aufgetragenen Arbeit Zeit und Geduld erforderlich waren. Mit Hilfe eines höheren Hausbediensteten begab er sich also noch am späten Abend an die Arbeit.

Der Diener hatte aber augenscheinlich wenig Lust und Geschick zu der ihm gestellten Aufgabe. Während er die Hände ruhen ließ, war die Zunge desto eifriger beschäftigt, und er gab seiner Redelust freien Spielraum.

„Weshalb wohl mein Herr so sehr auf das Öffnen dieses Schrankes erpicht sein mag?“ fragte der Diener.

„Wie er sagte, enthält er seine wertvollsten Schätze,“ antwortete Wilhelm, der drauf loshämmerte, als gelte es ein Leben zu retten.

„Ist's nicht zu verwundern, daß mein Gebieter noch unverheiratet ist?“ fuhr der Redselige fort.

„Daran habe ich nie gedacht,“ war die Antwort. „Hab nur munkeln hören, daß er einer vornehmen Dame aus der kaiserlichen Umgebung den Hof gemacht hat.“

„Ah, sie ist die hübscheste von allen hohen Damen!“ behauptete der Diener mit Begeisterung; „ich hab sie mit eignen Augen gesehen und kann's bezeugen. Aber es liegen Schwierigkeiten vor, Meister Schlosser. Die Verwandten der jungen Dame stehen nicht auf gutem Fuß mit meinem Herrn. Sie setzen Himmel und Erde in Bewegung, um sie mit einem österreichischen Prinzen

zu verheiraten. Wirklich, als ob ein böhmischer Baron nicht besser wäre, als ein Dutzend ihrer österreichischen und deutschen Prinzen. Aber der Baron und die junge Dame haben sich über dem heiligen Kreuz Treue geschworen. Sie haben auch Ringe miteinander gewechselt und gegenseitig ausgemacht, sich Ostern Nachricht zuzusenden und ihre Zeichen auszuwechseln. Die junge Dame hat von ihren Verwandten wenigstens so viel erlangt, daß sie nicht vor Ostern dem Prinzen Antwort zu geben braucht. Wenn sie nun gegen Ostern das verabredete Zeichen der Treue von meinem Herrn in Händen hat, so wird sie wahrscheinlich alle abweisen und den Erzherzog Ferdinand um seinen Schutz bitten. Sie ist nämlich Ehrendame der Erzherzogin, und der Erzherzog wird gewiß ihre Sache bei seinem Vater, dem Kaiser, vertreten. So, Meister Schlosser, arbeitet lustig weiter und macht den Schrank auf, damit mein Herr den Ring seiner Dame zu Händen bekommt. Denn der ist drin verwahrt, und, wie Ihr wißt, ist Ostern nicht mehr fern."

„Der Herr wird sicher den Ring nach Wien oder Preßburg senden müssen, wo augenblicklich der kaiserliche Hof ist," bemerkte Wilhelm nach einer Pause.

„Nicht so weit. Habe ich Euch nicht erzählt, daß die Dame bei der Gattin des Erzherzogs Ferdinand Ehrendame ist, und daß der Erzherzog sich augenblicklich in Pürglitz aufhält, um in den benachbarten Wäldern sich an dem Jagdvergnügen zu erfreuen?"

Der Name Pürglitz durchzuckte sogar in seinem jetzigen Kummer den jungen Schlosser wunderbar. „Pürglitz!" rief er unwillkürlich aus. „Seid Ihr je dort gewesen? Wie dankbar würde ich sein, wenn Euer

Herr mich zu seinem Boten machen wollte! Aber zu meinem Leidwesen habe ich jetzt an anderes zu denken."

Endlich, nach vieler Mühe, war das Werk gelungen. Da es aber schon nach Mitternacht war, konnte der geöffnete Schrank nicht mehr zum Baron gebracht werden. Wilhelm erbat sich von dem freundlichen Diener nun die Vergünstigung, am folgenden Morgen denselben hinbringen zu dürfen. Das wurde ihm natürlich gern zugesagt.

9. Kapitel.

Nicht zu spät.

„Du wünschest mich zu sprechen, Neffe Peter?" fragte am folgenden Tage Baron von Pernstein in dem Gasthause von Harosdowic, in welchem die Barone sich versammelt hatten. Da Pernstein weiter von Harosdowic entfernt war, hatte der Neffe es einen Tag vor ihm erreicht. Der alte Baron, soeben erst angekommen, war noch in seinem Reiseanzug; er warf indes seinen Federhut auf den Tisch, knöpfte den Reisemantel auf und ließ sich mit klirrenden Sporen auf den einzigen Stuhl nieder, den der Raum enthielt.

„Ja, edler Onkel, das ist mein Begehr," erwiderte der vor ihm stehende jugendliche Neffe mit entschlossener Miene. „Und, bei der Ehre eines wahren Ritters, Ihr müßt mir Gehör schenken, Ihr mögt's wollen oder nicht!"

„Wann hätte ich dir je Gehör verweigert, lieber Neffe,?" war die Antwort.

„Edler Onkel, gestern habe ich eine Geschichte von Euch gehört, der ich, hätten nicht der tiefe Schmerz und die Angst des Erzählers die Wahrheit seiner Worte verbürgt, nimmermehr Glauben geschenkt hätte. Hätte ein Ritter oder Baron sich unterstanden, Euch solches nachzusagen, ich würde ihn mit gezücktem Schwert gezwungen haben, entweder sein Wort zurückzunehmen, oder als Lügner und Verleumder zu sterben. Wäre der Verleumder ein armer Mann gewesen, er hätte sicherlich an den Pranger gestellt werden sollen. Was sagt aber Ihr, der Ritter, mein Onkel? Ist es wahr oder nicht, daß Georg Wolinsky in Eurem unterirdischen Kerker schmachtet, um dort eines langsamen Hungertodes zu sterben?“

„Er wollte nicht von seiner Ketzerei lassen,“ antwortete, nicht imstande, den Blick des entrüsteten jungen Mannes auszuhalten, der alte Baron.

„Er hat sich geweigert, wider die Stimme seines Gewissens zu handeln, hättet Ihr lieber sagen sollen. Ich bin nicht minder guter Katholik als Ihr, bin aber überzeugt, daß derer, die sich einer solchen That schuldig machen, die Gerichte Gottes warten. Was wird Gott hierüber zu Euch sagen, wenn Ihr vor ihm stehen müßt?“

„Ich glaubte — ich hätte gethan — was — meine Pflicht ist,“ stammelte der Baron. „Gott wird mich deshalb nicht verdammen!“

„Meint Ihr? Und selbst wenn es keinen richtenden Gott gäbe, wie könnt Ihr mit solch einer Schuld auf der Seele essen und trinken und schlafen? Wie könnt Ihr es, während Ihr nicht nur Georg Wolinsky langsam dahinsterben laßt wie eine Ratte in ihrem Loch, sondern

auch so unsagbares Elend über sein Weib und seine Kinder gebracht habt? Und doch, Onkel, ich möchte lieber an ihrer als an Eurer Stelle sein. Ich beneide Euch wahrlich nicht um die Erinnerungen, die Euch bis an Euren Todestag verfolgen werden. Mag auch Euer Ohr das Angstgestöhn des Ermordeten nicht vernehmen, Gott hört es, und der Tag wird kommen, da auch Ihr es hören werdet. Die Stimme des Lebenden mögt Ihr leicht genug zum Schweigen gebracht haben, aber die Stimme des Toten werdet Ihr nie verstummen lassen können, nie, und wenn Ihr auch die ganze Welt drum gäbet. Er wird bald zur Ruhe gekommen sein, Ihr aber werdet, so lange Ihr lebt, nie zur Ruhe kommen!"

„Du vergißt dich ganz, Rosenberg. Sind das Worte, die ein Neffe seinem Onkel zu bieten wagt?" gab Pernstein mit zitternder Stimme zurück.

„Ich habe nur gesagt, was wahr ist, Onkel, und ich weiß, Euer Gewissen muß Ja dazu sagen."

„Aber was nützt es, mich jetzt elend zu machen, jetzt, da es zu spät ist? Der Mann ist tot. Was ich gethan habe, läßt sich nicht mehr ändern."

„Wie wißt Ihr, daß er tot ist?"

„Ich weiß wenigstens, daß er gestorben sein wird, ehe ich nach Hause kommen könnte, selbst wenn ich's versuchte."

„Onkel," bat Rosenberg, „nehmt die schnellsten Reitpferde und versucht's. Ich will mit Euch reiten. Um Gottes Barmherzigkeit willen, um Eures eignen guten Namens und Eurer Ehre willen, thut es!"

„Um von all meinen Untergebenen verlacht zu werden?"

Das wird nicht geschehen, und auch wenn's geschähe — es ist besser, verlacht als verflucht und gehaßt zu werden, besser, verlacht zu werden, als wie Dr. Käsebrot tot vom Stuhl niederzufallen, oder wie Heinrich von Neuhaus mit dem Schlitten umzustürzen, in Euer eignes Jagdmesser zu fallen und eines jähen Todes zu sterben; besser, verlacht zu werden, als wie Swilun sich vor einem Gewitter in einen Keller zu flüchten und dort als Leiche gefunden zu werden.*) Verlaßt Euch drauf, Onkel, es kommt mit keinem zu einem guten Ende, der diese Leute verfolgt. Zu der Ansicht bin ich schon längst gekommen. Aber die Zeit vergeht. Soll ich Pferde bestellen? Die Eurigen mögen müde sein, dafür sind aber die meinigen nach der Ruhe desto frischer."

„Es hilft nicht, es ist zu spät!" seufzte von Pernstein.

„Ihr thut's doch, Onkel. Gott ist mit dem Sünder gnädig, der seine Sünde bereut und gern wieder gut machen möchte, was er gethan. Vielleicht kommen wir noch zu rechter Zeit hin."

„Ich fürchte mich nicht vor den Gerichten, mit welchen du mich schreckst. Habe ich doch Gott und der Kirche einen Dienst gethan," versetzte der bigotte Katholik.

„Nun, so thut es aus Barmherzigkeit, aus Mitleid mit dem Manne, den Ihr so grausam behandelt habt, aus Mitleid mit den Seinen und um Eures guten Rufes willen," bat der Neffe dringend.

„Es ist wahr, er hat mir manches Jahr treu gedient," murmelte der Alte.

„Und habt Ihr ihm nicht auf Euer Ehrenwort versprochen, er solle um seines Glaubens willen nicht be-

*) Alles Unglücksfälle, die innerhalb kurzer Zeit Feinden der Brüder-Unität zugestoßen waren.

helligt werden? Böhmischer Ritter und Baron, Eure ritterliche Treue und Ehre stehen auf dem Spiel. Kommt mit mir!“

In unglaublich kurzer Zeit zog eine Ritterschar aus der Stadt. Unter derselben befand sich auch Wilhelm, der Schlosser. Leider wurden die Reiter sehr durch strömenden Regen und die schlechten Wege aufgehalten, so daß sie erst spät am folgenden Tage Schloß Pernstein erreichten.

Je näher sie dem Ziele kamen, desto eiliger war Baron von Pernstein. Wie es oft bei starken Charakteren der Fall ist, so blieb er, wenn er einmal angefangen nachzugeben, nicht etwa auf halbem Wege stehen, sondern that es voll und ganz. Ob auch leicht zum Zorn gereizt und in Augenblicken der Leidenschaft zu irgend welcher Grausamkeit hingerissen, hätte man ihm doch nicht alles Gefühl absprechen können. Die Nacht, in welcher er, durch das Wetter gedrungen, in einem abgelegenen Gasthause im Walde Zuflucht hatte suchen müssen, gehörte vielleicht zu den unglücklichsten, die er je durchgemacht hatte.

Als er endlich durch das Thor seines Schlosses geritten war, begab er sich ungesäumt in den Kerker, begleitet von Martin, der mit einer Laterne voranging, gefolgt von seinem Neffen und Wilhelm.

Der Gefangene hörte und sah nichts von allem. Er lag still und regungslos auf seinem Strohlager. War er schon erlöst? „Er ist tot,“ sagte Martin, als er ihm in das bleiche Gesicht geleuchtet hatte. Wilhelm war indes noch nicht überzeugt. Er zündete einen Strohhalm an und hielt die kleine Flamme dicht an die Lippen

des Regungslosen. Als das Licht erlosch, that er mit einem andern Strohhalm dasselbe. Das Licht bewegte sich leicht, wie von einem matten Atemzuge. „Er lebt, Gott sei Dank!“ jubelte Wilhelm.

Der starke, stolze Baron von Pernstein brach in Thränen aus. „Daß er noch am Leben ist, ist mir eine größere Freude, als wenn mir zwanzig Schock Groschen (eine ansehnliche Geldsumme) geschenkt worden wäre,“ rief er hocherfreut aus. „Ich werde von jetzt an gut gegen ihn sein.“

Georg Wolinsky wurde behutsam aus seinem finstern Kerker ans Tageslicht getragen. Auf Befehl des Barons trug man ihn in die eignen Gemächer des Gebieters, wo er auf ein so weiches Lager gelegt wurde, wie er es nie in seinem ganzen Leben gekannt hatte. Die angewandten Belebungsversuche wurden mit Erfolg gekrönt; nach und nach kehrte das Bewußtsein zurück. Wie sich auch die Umstehenden darüber freuen mochten, der Erwachte teilte anfangs keineswegs ihre Freude, sondern äußerte vielmehr mit einem Seufzer: „Ich glaubte, ich wäre bei Christus!“

„Um unsertwillen werdet Ihr gern noch eine Weile bei uns bleiben wollen, lieber Vater,“ sagte Wilhelm, und drückte darauf einen innigen Kuß auf seine Lippen.

Rosenberg machte dem Onkel den Vorschlag, ungesäumt Frau und Kinder Wolinskys herbeirufen zu lassen; der Anblick seiner Lieben werde mehr wirken, als alles andere.

„Du hast recht, Peter,“ bestätigte der Onkel. „Komm, Wilhelm. Dir habe ich's zu verdanken, daß ich bewahrt geblieben bin vor dem, was mein Gewissen

mit einer schweren Last beladen hätte. Zur Belohnung sollst du seinen und deinen Verwandten die gute Nachricht bringen."

Wilhelms Augen leuchteten bei der Aussicht auf die Freude der Familie, besonders auf die Marias; trotzdem antwortete er: „Nicht so, mein Herr. Wenn's Euch gefällt, sendet einen andern Boten; damit ich bei meinem Vater bleiben kann. Es ist ihm angenehm, mich in seiner Nähe zu haben, und ich denke, ich kann ihm besser in seiner großen Schwäche dienen, als irgend ein anderer."

„Der Schlosser hat wohl geredet," bemerkte Rosenberg. „Jeder Thor kann der Überbringer guter Nachricht sein; nur zum Überbringen von Trauernachrichten bedarf es eines weisen Boten." Aber weder ein weiser noch ein thörichter Bote war erforderlich. Hatten doch während der schrecklichen fünf Tage die beiden Söhne des Gefangenen unbeobachtet Wache gehalten. Franz, der jüngste, wußte schon von seiner Befreiung und war bis an das Zimmer gedrungen, wo der Vater lag, als Martin ihn gewahrte und ihn mit dem Auftrage nach Hause schickte, die Mutter und die Geschwister zu holen. Die Freude der wiedervereinigten Familie beschreiben zu wollen, wäre ein vergeblicher Versuch. Die Bewillkommnung Georg Wolinskys, des gleichsam vom Tode Erstandenen, verdient von Dichtern besungen oder von Malern gezeichnet zu werden. Ist sie nicht ein Vorschmack von der Begrüßung, die derer, die im Herrn sterben, droben von ihren vorangegangenen Lieben wartet?

10. Kapitel.

Nach Pürglitz.

Der Baron freute sich ja sehr über die Genesung Wolinskys, machte aber trotzdem noch einen Versuch, ihn in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen.

Wie hätte aber einer, der tagelang in jener besondern Nähe Christi gelebt, wie sie denen aus Erfahrung bekannt ist, die für ihn leiden, wie hätte ein solcher sich bewegen lassen können, jetzt seinen Heiland zu verleugnen! Wolinsky blieb selbstverständlich standhaft.

Damit war der Sieg gewonnen. Der Baron nahm seine Niederlage offen und nicht ohne einen gewissen Edelmut hin und gab dem Gefangenen sofort bedingungslos die Freiheit.

Dieser kehrte zu den glücklichen Seinen zurück. Eines Abends, nicht lange nach seiner Heimkehr, sagte er zu seiner Tochter, die sich liebend über seinen Stuhl gebeugt, während Wilhelm ihr gegenüber stand: „Ohne diesen würde ich nicht hier sein, Maria."

„Wir alle sind Wilhelm sehr dankbar," gab Maria mit einem freundlichen Blick auf den jungen Mann zurück.

„Nein, so habe ich's nicht gemeint," und sich lächelnd an Wilhelm wendend, fuhr er fort: „Mein Sohn, sprich für dich selbst. Du kannst es gar wohl, und ein guter Schmied schlägt das Eisen, während es heiß ist."

„Vater," versetzte der Angeredete, indem er vor Wolinsky trat, „Vater, ich kann jetzt nicht für mich selbst

reden.“ Dem Ton, in welchem diese Worte über seine Lippen kamen, war es anzumerken, wie sehr er mit seinen Gefühlen kämpfte.

„Weshalb nicht, mein Sohn? Ich kann mir doch nicht denken, daß dein Sinn sich geändert hat.“

„Niemals, und wenn ich auch noch hundert Jahre leben sollte. In meinem Leben ist nur eine Liebe gewesen und wird es bleiben. Aber, Vater, während Ihr im Kerker lagt und Gott mit Euch war, habe ich etwas gelernt. Gott ist auch mit mir gewesen, und ich kann jetzt von Herzen sagen: ‚Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!‘ Maria, ich bin damals bei der Roggenernte sehr selbstsüchtig gewesen. Ich habe unrecht gethan. Ich nehme alles zurück, was ich damals zu dir gesagt habe. Du hast mir nichts versprochen!“

„Es ist sehr gütig von dir, Wilhelm,“ gab Maria tief errötend zurück. „Es ändert aber nichts. Erinnerst du dich noch einer Bedingung, die zu erfüllen eine Unmöglichkeit ist?“

„Meinst du, Wilhelm,“ bemerkte der Vater, dem einiges von der Unterredung auf dem Erntefelde zu Ohren gekommen war, „daß du nicht nach Pürglitz gehen willst?“

„Nicht das,“ war die Antwort. „Ich werde sicherlich gehen; mein Herz ist voll sehnlichen Verlangens, die Gefangenen Christi wiederzusehen. Ich möchte der Überbringer von Bestellungen und Grüßen sein, welche die Brüder mir für sie auftragen. Aber nur deshalb gehe ich, nicht aus selbstsüchtigen Zwecken, nicht, um bei meiner Rückkehr irgend welchen Anspruch zu erheben. Maria, du darfst mir trauen.“ Und Maria traute ihm.

Daß die ganze Familie Wolinsky dem jungen Baron von Rosenberg gegenüber sich zu Dank verpflichtet fühlte, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Wilhelm wurde nun beauftragt, diesen Dank zum Ausdruck zu bringen. Er that das mit den Worten: „Edler Herr, möge der Segen derer, die dem Verderben nahe waren, auf Eurem Haupte und auf Eurem Pfade ruhen; möge Gott in der Zeit der Not Euch beistehen, wie Ihr uns beigestanden habt!“

Rosenberg dankte zwar für die guten Wünsche, wandte sich aber mit umwölktem Antlitz ab, welches verriet, daß auch er seine Sorgen habe. Wilhelm wagte es, ihn bescheiden zurückzuhalten. „Mein Herr,“ sagte er demütig, „kleine Leute, wie wir, können nur durch kleine Dienste ihre Dankbarkeit zeigen. Ihr würdet mir aber eine große Gunst erweisen, wenn Ihr mir gestatten wolltet, ein neues Schloß mit Schlüssel zu dem eisernen Schrank zu machen.“

„Ei, das sollt Ihr! Und, beiläufig gesagt, Ihr könntet mir vielleicht einen noch größeren Dienst erweisen. Ich bin überzeugt, Ihr seid ein Mann, dem man trauen kann. Von dem Sohne eines solchen Vaters ist nur Gutes zu erwarten. Aber sagt mir, ist Wolinsky Euer Vater oder Schwiegervater?“

„Georg Wolinsky ist mein Adoptivvater, Herr. Aber was gäbe ich darum, wenn ich ihn auch Schwiegervater nennen dürfte!

Der junge Baron forschte weiter und hörte mit großer Teilnahme von der Liebe, die der ehrliche Schlosser von Kindheit an für die älteste Tochter Wolinskys gehabt. Und das trug nicht wenig dazu bei,

den Baron in der Meinung zu bestärken, Wilhelm sei gerade der rechte Mann für ihn. Er verhehlte dem einfachen Schlosser nicht, daß er in Beziehung zu einer Dame stehe, die sich zwar in Böhmen, in Pürglitz, aufhalte, daß sie aber hier ihm unerreichbarer sei, als wenn sie in Deutschland, am kaiserlichen Hofe, geblieben wäre.

„In Pürglitz, Herr?“ fragte Wilhelm.

„Ja, dort ist sie, in der Umgebung der Erzherzogin. Aber ihre Verwandten, die mir bitter feind sind, haben den Erzherzog für sich gewonnen und dermaßen auf ihn eingewirkt, daß er jedem, der meine Farben trägt oder überhaupt mein Bote ist, untersagt hat, den Fuß auf seinen Grund und Boden zu setzen.“

„Mein Herr möchte also der edlen Dame in Pürglitz Nachricht zugesandt haben? Würde nicht der Herr Baron mich mit diesem Dienst betrauen? Sicherlich würde niemand einen Schmied für den Boten eines Edelmannes an eine hohe Dame halten.“

„Würdet Ihr das wirklich unternehmen wollen, guter Wilhelm? Ich würde Euch wohl belohnen.“

„Hochedler Herr, ich darf Euch nicht verhehlen, daß ich noch andre Geschäfte in Pürglitz habe und einen andern Lohn erwarte.“

„Was wollt Ihr damit sagen? Eure Worte sind geheimnisvoll.“

„Ich möchte sie lieber nicht erklären. Mein Herr wolle mich entschuldigen — und mir trauen.“

„Ah, ich errate es schon, will aber nicht weiter in Euch dringen. Euer Bischof liegt dort im Gefängnis. Seid ja vorsichtig, junger Mann. Wie ich gehört, ist er

unter scharfer Bewachung; keiner darf ein Wort mit ihm wechseln."

„Ich werde vorsichtig sein, edler Herr. Mögt Ihr mich für würdig halten, mich mit Eurem Vertrauen zu beehren oder nicht, ich werde, so Gott will, doch nach Pürglitz gehen. Ich hoffe indes, Ihr werdet mir die Freude machen, dem edlen Ritter, der Georg Wolinsky vom Tode errettet hat, durch diesen Botendienst meine Dankbarkeit zu beweisen."

„Nun, das sollt Ihr. Kommt zu mir, wenn Ihr reisefertig seid. Die Kosten sind natürlich von mir zu tragen. Ich werde Euch auch einen Brief an den Münzdirektor in Prag, einen Freund des Grafen Sternberg, des Gouverneurs von Pürglitz, mitgeben. Er wird Euch als ehrlichen Mann und guten, arbeitsuchenden Schlosser im Schloß empfehlen, ohne meinen Namen zu erwähnen."

„Ich danke Euch. Meint Ihr aber, daß mein Herr von Pernstein mir Erlaubnis zur Reise geben wird?"

„Bittet ihn jetzt, während sein Herz noch weich ist. Im Grunde ist er Euch und mir herzlich dankbar, daß wir ihn vor einem schweren Verbrechen bewahrt haben. Er wird Euch kaum eine vernünftige Bitte abschlagen."

11. Kapitel.

In Pürglitz.

Der Frühling hatte sich eingestellt. Aber wie schön auch der Weg durch die grünenden Wiesen und Felder sein mochte, unsern Reisenden, der sich auf dem Wege nach Pürglitz befand, stimmte der Anblick ganz wehmütig, weil ihm das Elend der Gefangenen vor die Seele trat. Für sie gab's ja weder milde Frühlingslüfte, noch heitere Sommertage.

Trotzdem mußte er anerkennen, daß seit seinem gefährlichen Ritt nach Prag eine Wendung zum Bessern eingetreten war. In der Verfolgung der Brüder war augenscheinlich ein Stillstand eingetreten; diese aber, die Gelegenheit benutzend, erhoben allenthalben das Haupt und bekannten desto mutiger ihren Glauben. Es fehlte ja nicht wie bei Wolinsky an vereinzelten Ausnahmen, an Fällen, die von heftigem Fanatismus zeugten; aber eine um diese Zeit veranstaltete und stark besuchte Synode lieferte doch den Beweis, daß den Brüdern wenigstens einigermaßen Freiheit und Duldung gewährt wurde.

Selbstverständlich war in Prag Wilhelm Gast seines alten Freundes Heinrich, des Schlossers. Dieser hatte nicht nur ein blühendes Geschäft, sondern auch eine prächtige Frau und ein halbes Dutzend Kinder. Wilhelm erfuhr bald zu seiner freudigen Überraschung, daß das jüngste von einem Prediger der Unität getauft worden war. „Ich bekenne," sagte der ehrliche Schlosser-

meister, „daß ich zögerte, mich den Brüdern anzuschließen, obgleich ich seit der Einkerkerung deiner Freunde, des Bischofs und des Diakons, ganz gut gewußt habe, daß euer Glaube der wahre ist. Aus Menschenfurcht habe ich anfangs den Feigling gespielt, später aber, als sich eure Lage besser gestaltete, habe ich mich geschämt, mich ihnen anzuschließen. Meine Frau hat mir indes im Laufe der Zeit eine andere Meinung beigebracht. Kurz, Freund Wilhelm, wenn du Ostern über bei uns bleiben willst, so wollen wir zusammen aus der Hand eines Predigers der Unität das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt nehmen."

„Gern nähme ich Eure freundliche Einladung an," antwortete der Gast, „ich muß aber vor Ostern in Pürglitz sein."

„Weshalb denn solche Eile? Ist dir vielleicht schon bekannt, daß der Erzherzog jetzt in Prag weilt und daß die Erzherzogin ihm in diesen Tagen folgen wird? Du kannst gewiß deine Aufträge am besten in ihrer Abwesenheit ausrichten."

„Ich weiß nicht," gab Wilhelm etwas betroffen zurück. Höchst wahrscheinlich wird Dame Greta, so dachte er, die Erzherzogin nach Prag begleiten, und wie könnte ich in diesem Falle die Bestellung des Barons von Rosenberg ausrichten! —

Heinrich, der den Besuch des Bischofs für den einzigen Zweck der Reise seines Gastes hielt, konnte sich die Zweifel desselben nicht erklären, dieser aber fühlte sich nicht berechtigt, ihm das Geheimnis zu verraten. Er hielt es schließlich fürs geratenste, die Reise fortzusetzen; es sei ja immerhin möglich, daß er noch vor der Abreise

der Erzherzogin Pürglitz erreiche. Da jedermann sie als eine leutselige Dame rühme, würde sie ihm gewiß eher behilflich als hinderlich sein, dachte er.

Heinrich bedauerte zwar sehr den kurzen Besuch, versuchte aber nicht weiter, die Pläne des Gastes zu durchkreuzen. „Dame Philippine hat ein Herz wie Gold und ein Ohr, das stets den Armen und Bedrängten offen steht," sagte er. „Gott sei mit dir, Freund, und gebe dir Einlaß in den Kerker, wenn's sein Wille ist!"

Wilhelm begab sich noch an diesem Abend zu dem Münzdirektor, erhielt das Schreiben, das Baron von Rosenberg ihm in Aussicht gestellt, und trat am darauffolgenden Morgen die Reise nach Pürglitz an. Sein Reitpferd ließ er in Prag zurück. Der acht- bis neunstündige Fußweg war für den rüstigen jungen Mann keine schwere Aufgabe, und er hatte die richtige Ansicht, daß ein arbeitsuchender Schlosser nur als Fußgänger erscheinen dürfe. Es war noch frühe, als er die Heerstraße verließ und den Pfad einschlug, der durch den dichten Wald nach dem Bergschloß Pürglitz führte. Hier war es, wo Reit- und Fußwege sich kreuzten mit Fahrwegen, vermittelst deren die Verbindung mit den im Walde zerstreut liegenden Dörflein und Weilern, oder auch mit den Hütten der Kohlenbrenner aufrecht erhalten wurde. Er freute sich sehr, als er endlich den guten breiten Weg erreicht hatte, welcher den steilen, kegelförmigen Berg hinaufführte, der von massiven Festungswerken und Türmen gekrönt war.

Beim Hinaufsteigen glaubte er das Geräusch von Hufen und Wagenrädern zu vernehmen. Er hatte sich nicht geirrt. Bald kam eine ansehnliche Kavalkade in

Sicht: Ritter und ein bewaffnetes Gefolge zu Pferde begleiteten verschiedene hohe Damen, die auf mit reichen Schabraken herausgeputzten Zeltern dahergeritten kamen. Den Reiterinnen folgte eine vergoldete, mit Seidenvorhängen geschmückte schwerfällige Kutsche, die jedoch leer war. Augenscheinlich hatten, angelockt durch das schöne Frühlingswetter, die Damen den angenehmen Ritt in frischer Luft dem Fahren in der rasselnden Kutsche vorgezogen. Wohl selten mag ein Anblick so wenig willkommen sein, wie dieser es Wilhelm war. Vermutete er doch mit Recht in den Damen die Erzherzogin mit ihren Ehrendamen. Was war zu thun, falls er Dame Greta nicht treffen sollte?

Um sich womöglich zu überzeugen, blieb er stehen, ließ, den Hut in der Hand, mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen den Zug an sich vorbeireiten, sah sich aber dabei die Damen besonders an. Es waren ihrer drei; wie's ihm schien, war keine jung genug, um Dame Greta zu sein. Die in der Mitte reitende Dame war allerdings sehr schön, so schön, wie er nie eine gesehen. Das unbeschreiblich liebliche Angesicht trug aber zugleich einen Ausdruck tiefer Wehmut. Es erinnerte ihn das merkwürdigerweise an Maria. Aber im nächsten Augenblicke waren Bild und Phantasie verschwunden; der Reisende kehrte zur Wirklichkeit zurück und überlegte, was jetzt zu thun sei. Nach einigem Besinnen setzte er seinen Weg fort, mit der Absicht, falls Dame Greta wirklich mit nach Prag gereist sei, ihr dorthin zu folgen. Freilich, wie er in diesem Falle sich pünktlich seines Auftrages entledigen könne, war ihm ein Rätsel.

Während er nun den Bergweg weiter verfolgt, wollen wir uns die liebliche Dame, die an ihm vorbei-

geritten, ein wenig näher ansehen — die Gattin eines Prinzen des stolzesten Fürstenhauses in Europa, die doch nicht mit dem Purpur geboren war.

Dies führt uns auf die alte deutsche Reichsstadt Augsburg, eine der Königinnen des mittelalterlichen Handels. Seine Kaufleute waren Fürsten, seine Geschäftsleute die Großen der Erde. Einer dieser Handelsfürsten, der Rothschild unserer Tage, der Patrizier Bartholomäus Welser, lieh einmal zusammen mit einem andern Augsburger Patrizier, Namens Fugger, dem Kaiser Karl V. eine ungeheure Geldsumme, nämlich zwölf Tonnen Goldes. Das Handlungshaus Welser schickte nicht nur auf eigene Rechnung Schiffe nach Amerika aus und nahm die Provinz Caracas in Besitz, welche Kaiser Karl seinem Kreditor als Pfand überließ, sondern sandte später auch im Verein mit Nürnberger Kaufleuten ein Schiff nach Ostindien, um neue Handelsplätze zu suchen. Bei einem gelegentlichen Besuch des Kaisers in Augsburg lud Fugger den Kaiser ergebenst ein, ihn mit seiner Gegenwart bei einem Bankett zu beehren. Der Kaiser nahm diese Einladung an und hatte wahrlich keine Ursache, sich über die Bewirtung zu beklagen. Wohl selten war ein so kostspieliges Bankett gehalten worden. Auf dem Kamin brannte ein Feuer von Zimmet. Ehe der Kaiser sich verabschiedete, warf der Gastgeber und Kreditor den Schuldschein seiner kaiserlichen Majestät in dasselbe und bewies damit eine mehr als königliche Freigebigkeit.

Franz Welser, ein Verwandter von Bartholomäus Welser, war im Besitz eines Schatzes, den er weit höher schätzte, als Gold oder Silber und kostbare Edelsteine.

Es war seine Tochter, Philippine Welser. Sie hatte durch ihre kluge Mutter eine treffliche Erziehung erhalten und war von außerordentlicher Schönheit. Das beste aber war, daß sie nicht minder g u t als schön war.

Bei Gelegenheit eines Reichstages im Jahre 1547 sah sie Erzherzog Ferdinand, Neffe Kaiser Karls V., Sohn des nachmaligen deutschen Kaisers Ferdinand I., der zugleich auch König von Böhmen war, und der neunzehnjährige Jüngling verliebte sich in sie. Standhaft widersetzte sich die Jungfrau den dringenden Anträgen des Jünglings und weigerte sich, irgend eine andere Verbindung als die durch die Ehe mit ihm einzugehen. Die Liebe des jugendlichen Prinzen war keine vorübergehende, sondern die Leidenschaft eines starken Mannes.

Aber daß ein Kaiser die Freigebigkeit der Patrizier Fugger und Welser angenommen oder gar an ihrem Tisch gesessen, mit ihnen gegessen und getrunken, war etwas ganz anderes, als auch nur im Traume daran zu denken, Fürstenblut mit Kaufmannsblut zu vermischen. Überdies war von allen Fürstenhäusern das von Habsburg das abgeschlossenste.

Den Liebenden blieb schließlich nichts anderes übrig, als ohne Vorwissen des kaiserlichen Oheims und des Vaters in die Ehe zu treten. Dies geschah im Jahre 1550. Groß war Ferdinands Zorn; lange Zeit durfte der Sohn sich gar nicht vor ihm sehen lassen und er weigerte sich entschieden, die Gattin seines Sohnes als solche anzuerkennen. Acht Jahre verflossen, ehe sich der stolze Monarch versöhnen ließ. Das junge Paar erfreute sich inzwischen des größten häuslichen Glücks,

und Philippine bezauberte durch ihre Anmut und Herzensgüte alle, die sie näher kennen lernten. Ihr gelang es endlich auch, den stolzen Sinn ihres kaiserlichen Schwiegervaters zu brechen. Sie selbst überreichte ihm, verkleidet, eine Bittschrift, und ihr Benehmen dabei, sowie ihre Schönheit entwaffneten den Erzürnten. Er verzieh seinem Sohne, erkannte Philippine als Schwiegertochter an, erhob sie zur Markgräfin von Burgau, und ihre beiden Söhne erhielten den Titel Markgrafen von Burgau. Die glückliche Ehe dauerte dreißig Jahre. Philippine starb zu Innsbruck im Jahre 1580. Im Schlosse zu Schönbrunn wird noch ihr Bildnis gezeigt. Ihr frommer und werkthätiger Sinn lebt aber im Gedächtnis der dortigen Bevölkerung von Generation zu Generation fort. — Doch kehren wir jetzt nach Pürglitz zurück, in dessen Nähe wir die hohe Frau zuerst getroffen. Ungefähr zwei Jahre nach der Versöhnung mit Kaiser Ferdinand war sie mit ihrem Gatten nach dort gekommen.

12. Kapitel.

Am Sonnabend vor Ostern.

Greta von Tauenfels schreibt an ihren jungen Bruder Albert, der zur Zeit ein Page am kaiserlichen Hofe war.

„Geschrieben zu Pürglitz am Abend vor Ostern, im Jahre unsers Herrn 1561.

„Mein lieber Bruder!

„Es drängt mich, dir zu schreiben, und ich gedenke dir diesen Brief durch die erste sichere Hand zu senden, die zu finden ist. Denn ich befürchte, daß du traurig und besorgt um meinetwillen sein wirst, da du ohne Zweifel durch jemand von den Leuten des Erzherzogs gehört hast, daß ich krank gewesen bin. Es ist wahr, ich habe gelitten und leide noch an einem schleichenden Fieber, welches kommt und geht. An manchen Tagen bin ich wohl genug, hingegen an andern so krank, daß ich kaum imstande bin, den Kopf vom Kissen zu erheben. Es ist aber nichts Gefahrdrohendes dabei, ich würde es dir sonst sicherlich nicht verhehlen, lieber Albert. Bist du doch von all meinen Verwandten der einzige, der ein Herz für mich hat und auf meiner Seite steht. Wärest du doch erst ein bärtiger Mann und Ritter! Ich weiß, du würdest nimmer zulassen, daß mir unrecht geschähe oder daß ich mit Gewalt zu etwas gezwungen würde, was mein Herz verabscheut. Aber solche Worte sind eigentlich unnötig; kann doch niemand mich zu etwas zwingen. Meine Onkel und mein Schwager mögen immerhin mit den Ländereien und dem Gelde meiner

rechtmäßigen Mitgift thun, was ihnen gefällt. Da sie das Ohr des Kaisers für sich haben, meinen sie auch, sie könnten nach Belieben über meine Person verfügen; ich hoffe aber, daß sie es nicht wagen, mich mit Gewalt vor den Altar zu schleppen. Und nichts anderes würde mich dorthin bringen als Braut des Mannes, den sie für mich erkoren haben.

„Meine liebe Herrin, der ich in aller Liebe und Hochachtung diene, würde mich beschützen, wenn es in ihrer Macht stände, und mein Herr, der Erzherzog, würde um ihretwillen alles in der Welt thun. Es liegt nicht an seinem guten Willen, sondern an seinem Mangel an Einfluß auf seinen Vater, den Kaiser. Und dann — jener andere — verhält sich schweigsam gegen mich. Heute ist Osterabend, und doch, kein Wort, kein Zeichen von ihm ist mir zu Händen gekommen. Hat er mich vergessen? Ich kann's, ich will's nicht glauben. Wenn je aus eines Mannes Augen und Worten ein treues Herz geredet hat, so ganz gewiß aus den Peters von Rosenberg. Albert, was mir auch begegnen mag, denke nicht übel von ihm.

„Am Dienstag war ich zu krank, um meine Herrin zur Osterfeier nach Prag zu begleiten. Sie glaubte, die Zerstreuungen der Stadt würden mir gut gethan haben, es that ihr deshalb leid, mich zurücklassen zu müssen, und doch, aus mancherlei Gründen halte ich dafür, daß es hier besser für mich ist.

„Albert, ich bitte dich, zeige diesen Brief niemand; hast du ihn gelesen, so laß ihn im Feuer zu Asche werden.

„Wisse, daß der große Bischof der Ketzer, Böhmische Brüder, auch Pikarden genannt, in engem Gewahrsam

hier gefangen liegt. Es ist auch ein Diakon da — um ihm Gesellschaft zu leisten, hätte ich beinahe geschrieben. Dem ist aber nicht so; denn beide werden in getrennten Zellen gehalten und sie bekommen sich nie zu sehen. Meine Herrin hat großes Mitleid mit ihnen, der Gouverneur, der Herr von Sternberg, und seine Gattin, die Freundin meiner Herrin, ebenfalls. Diese hat den Gefangenen schon manche Wohlthat erwiesen, die größte ist meiner Meinung nach die, daß auf ihr Geheiß die dichten Laden, die alles Licht von ihren Zellen verschlossen, entfernt wurden.

„Am Tage vor ihrer Abreise forderte meine teure Herrin mich auf, mit der Dame von Sternberg sie zu begleiten. Wir gingen durch die langen Korridore hinunter in die Keller, in welchen sich die Gefängnisse befinden, und wurden von dem Wärter an eine schwere eichene Thür geführt. Als er sie aufgemacht, standen wir vor einem ehrwürdigen Manne mit weißen Haaren, der sich höflich vor uns allen, besonders vor meiner Herrin, verneigte. Ich schreibe nicht etwa aus Versehen, daß wir vor ihm standen, und nicht er vor uns. Denn eine großartigere, würdevollere Haltung habe ich nie bei einem Fürsten oder Prälaten gesehen. Er ist groß, hat eine hohe Stirn und ein Auge, das trotz der langen Gefangenschaft voll Feuer und Glanz ist. Sein schneeweißer, wallender Bart ist lang, sein Haar nur spärlich und kurz, weil es beim letzten Verhör geschoren wurde — und doch sah es aus wie eine Krone.

„Meine Herrin richtete freundliche Worte an ihn, erkundigte sich nach seiner Gesundheit, sprach ihm ihre Teilnahme aus und tröstete ihn; dabei sagten ihre Blicke

mehr als ihre Worte. Sie erinnerte ihn daran, daß Ostern vor der Thür sei, forderte ihn auf, eine Gunst zu verlangen, und versicherte, wenn es in ihrer Macht stehe, sollte seine Bitte gewährt werden.

„Der Bischof dankte in höflicher, echt höfischer Weise. Er sagte ungefähr folgendes: ‚Meine edle Dame! In den Tagen unsers Heilandes pflegte der römische Landpfleger am Osterfeste dem Volke einen Gefangenen loszugeben. So bitte ich gleicherweise Eure Gnaden um die Gunst, daß ich das selige Fest der Auferstehung meines Herrn in Freiheit und in Gemeinschaft mit Bilek, meinem Freund und Diakon, zubringen darf.‘

„Es war der Herrin anzusehen, wie bewegt sie war. Sie versprach dem Bischof die Gewährung seiner Bitte und verabschiedete sich mit huldvollen Worten.

„Wir folgten ihr hierauf nach der nächsten Zelle, in welcher der Diakon Bilek — wir würden ihn in unserer deutschen Sprache Weiß nennen — gefangen lag. Bilek ist, wie ich glaube, viel jünger als der Bischof, sieht aber nicht danach aus. Der Bischof soll ein Sechziger sein, nach seinem Aussehen zu urteilen könnte man Bilek wohl für einen Siebziger halten. Als er vor nun dreizehn Jahren ins Gefängnis geworfen wurde, soll er ein stattlicher junger Mann gewesen sein; jetzt ist er alt und grau. Meine Herrin fragte auch ihn, welche Gunst sie ihm erweisen könne. Er bat um dasselbe, was der Bischof sich erbeten hatte, und fast mit denselben Worten. Ich sah wie meine Herrin und die Gattin des Gouverneurs überraschte Blicke wechselten; wußten sie doch ganz gut, daß zwischen den Gefangenen keine Mitteilung stattgefunden. Ich bin überzeugt, wir alle

dachten: ‚Dies ist vom Herrn; es ist sicherlich Gottes Wille, daß die Bitten gewährt werden!‘

„In der darauffolgenden Nacht hatte ich wieder einen Fieberanfall, ob durch die dumpfe Zellenluft, oder durch eine neue Erkältung, oder ob er den vielen Thränen zuzuschreiben ist, die ich vergoß — ich weiß es nicht. Ich gestehe, es mochte das nicht weise sein, ich konnte aber bei der Erinnerung an die Armen, die nun dreizehn Jahre lang von der Gemeinschaft mit ihren Mitmenschen ausgeschlossen gewesen, das Weinen nicht lassen.

„Wie schon gesagt, war ich nicht imstande, meine Herrin nach Prag zu begleiten. Gestern morgen, am Karfreitag, war ich so weit wieder hergestellt, daß ich zur Messe gehen und nachher mich auf die Terrasse begeben konnte, um die Frühlingsluft zu genießen. Während ich dort spazierte, brachte ein Diener zwei Stühle an einen angenehmen, sonnigen Platz.

„Auf meine Frage, für wen diese Stühle bestimmt seien, antwortete er hocherfreut: ‚Habt Ihr die Nachricht noch nicht gehört? Diesen Morgen ist von unsrer hochedlen Gebieterin aus Prag die Nachricht eingetroffen, sie habe von dem gnädigen Erzherzog die Gunst einer dreitägigen Freiheit für die Gefangenen erlangt. In diesem Augenblicke werden sie aus dem Kerker geholt.‘

„Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß ich blieb. Zuerst kam Bilek, langsamen, unsicheren Schrittes, zum Schutz vor dem ungewohnten Sonnenschein die Hand vor die Augen haltend. Beide, der Gouverneur und seine Gattin, waren bei ihm und führten ihn an den

für ihn bestimmten Stuhl. Augenscheinlich folgte er gar gern ihrer Nötigung, sich zu setzen. Zitterte er doch am ganzen Körper, wahrscheinlich nicht vor Schwäche allein.

„Ich hörte die Dame ihn fragen: ‚Werdet Ihr Augusta wiedererkennen?‘ vernahm aber keine Antwort. Der Gefragte gab keine, eben weil er den Bischof nahen sah. Im nächsten Augenblicke lagen sich beide in den Armen und weinten vor Freude. Wir alle weinten mit, ja selbst der Gouverneur weinte wie ein Kind. Nach einer Weile sagte seine Gattin: ‚Kommt, laßt uns gehen, damit sie ungestört im Sonnenschein unter dem Himmelsdom sich aussprechen können.‘

„Ihre dreitägige Freiheit hat indes nicht gestern, sondern erst heute angefangen. Soeben komme ich aus der Ritterhalle, mit ihren wertvollen Dekorationen, ihren acht prächtigen Fenstern und ihrer wunderschönen Decke. Ich wollte, du könntest alles sehen, mein lieber Albert! Hier, in unser aller Gegenwart, haben beide Gefangene auf Ehrenwort versprochen, während ihrer dreitägigen Freiheit keinen Fluchtversuch zu machen. Ich stand so nahe bei dem Bischof, daß ich die Worte hörte, die er zu seinem Diakon sprach: ‚Siehe, mein Sohn, jetzt können wir uns freuen; man traut wieder unsrer Ehre!“

„Aber, mein Brief ist so lang geworden. Manches von dem, was ich geschrieben, mag vielleicht nicht weise sein und die Reinheit deines Glaubens gefährden, obgleich ich, Gott weiß es, nichts derartiges beabsichtigt habe. Wirklich, ich kann in aller Demut sagen, daß ich mich nie so fleißig mit Betrachtungen über das Leiden

unsres Herrn beschäftigt habe, wie um diese Osterzeit. Ist's nicht wunderbar, daß er uns arme Sünder so geliebt hat, daß er für uns in den Tod gegangen ist? Und sollten wir nun nicht um seinetwillen die lieben und bemitleiden, die Sünder sind? Ich vermute, Ketzer sind Sünder, ja Sünder der schlimmsten Art; es hält freilich schwer, so von den beiden zu denken, die hier bei uns sind.

„Aber fast alles ist schwer zu verstehen, besonders was den Glauben betrifft, ausgenommen die Liebe unsres Herrn zu uns. Aber was schreibe ich jetzt? Es mag das Schwerste sein, alles zu verstehen, es ist aber nicht schwer, an seine Liebe zu glauben. Ist sie ihm doch ganz ähnlich! Ist er doch so gut! Wüßten wir nur, wie wir ihm wohlgefallen und immer gewiß sein könnten, daß wir ihm auch wohlgefällig sind! Aber man sagt uns ja, wir könnten erst nach unsrem Tode erfahren, ob wir bei ihm in Gnaden sind oder nicht. Doch ich will nichts mehr hinzufügen und nur noch beten, daß Gott dich immer unter seinem Schutze behalten möge.

Deine liebende Schwester

Greta von Trauenfels."

„Nachschrift. — Seit ich vorstehendes geschrieben, hat sich etwas Wundervolles ereignet. Es ist ein Schlosser in die Burg gekommen, der sehr geschickt in seinem Handwerk ist und bis nach Ostern hier bleiben wird. Merkwürdigerweise hat Rosenberg ihn gesandt und durch ihn mir auch das Zeichen, den Ring, zustellen lassen. Augenscheinlich hat er sich gescheut, es durch einen Diener oder Pagen zu senden, der seine

Farben trägt, weil er in Erfahrung gebracht, daß Erzherzog Ferdinand durch Aufhetzen meiner Feinde so sehr sein Feind geworden, daß er jedem Boten von Rosenberg den Eintritt in die Burg versagen, ja einen solchen sogar verhaften lassen werde.

„Dies ist glücklicherweise eine Übertreibung. Aber trotzdem hat Rosenberg es gut gemacht. Der Ring, sein Zeichen, liegt jetzt vor mir, und sein Brief — nun, von diesem könnte ich dir wenig sagen. Er ist so — so thöricht. Und doch möchte ich nach allem ihn um keine Silbe weiser haben.

„Lieber Albert, deine Schwester ist an diesem Abend eine glückliche Jungfrau. Wenn du für sie betest — und ich weiß, daß du es thust — so danke auch mit ihr Gott und den Heiligen, denn sie sind sehr gut gegen mich gewesen.“

13. Kapitel.

Ostersonntag.

So geschah es, daß Wilhelm nicht nötig hatte, sich mit Gefahr seines Lebens oder seiner Freiheit heimliche Zusammenkünfte mit dem Bischof und Bilek zu verschaffen. Während dieser drei unvergeßlichen Tage genossen die Gefangenen in der Burg unbeschränkte Freiheit; sie durften nach Belieben aus- und eingehen und sprechen, mit wem sie wollten. Auf besondere Einladung waren sie mittags sogar Gäste und Tischgenossen des Gouverneurs. Wie er, so hatten auch die übrigen Insassen des Schlosses einen tiefen Eindruck von dem würde- und taktvollen Benehmen der Gefangenen, von dem Mut und der Geduld, mit welcher sie ihr Los trugen.

Mehr als eine glückliche Stunde ihrer Freiheit brachten sie mit Anhören dessen zu, was Wilhelm Wolinsky ihnen von den Glaubensbrüdern in Leutomischl und der Umgegend desselben zu berichten hatte. Viele mündliche Bestellungen wurden ihm für die Freunde zurückgegeben; die goldenen Stunden der Freiheit waren ja zu kurz und kostbar, um sie zum Briefschreiben zu verwenden.

Es war am Abend des Ostertages. Die Sonne, die heute mit besonderem Glanze schien, senkte sich langsam dem Westen zu. Mit ihrem Untergange war der erste Freiheitstag der Gefangenen zu Ende. Aber Oster-Montag und der Dienstag waren ja noch vor ihnen.

Wilhelm und Bilek standen beisammen an der Mauer und folgten der Sonne, während sie allmählich hinter dem das Bergschloß umgebenden Wald verschwand. Sie waren jetzt zum erstenmale ganz unter sich; war doch Bilek sozusagen der Schatten des Bischofs. Dieser war aber kurz vorher fortgegangen und unterhielt sich nun mit dem Gouverneur und seiner Gattin.

„Hat er sich nicht sehr verändert, Wilhelm?" fragte Bilek wehmütig.

„Nicht so sehr wie du, lieber Jakob," gab Wilhelm traurig zurück, indem er auf das hagere Angesicht und das dünne Haar des Freundes blickte, den man statt eines Vierzigers wohl für einen siebzigjährigen Greis hätte halten können.

„Nun, du weißt, an mir ist wenig gelegen," versetzte Bilek.

„Einer gewissen jemand ist viel, mehr als alles in der Welt daran gelegen," entgegnete Wilhelm.

„Seit ich im Gefängnis bin," erwiderte Bilek ganz ruhig, „sind Vater und Mutter gestorben. So hat man mir berichtet. Es ist das lange her. Als ich's hörte, habe ich viel geweint und geklagt; es ist aber lange her, seit ich vor Traurigkeit geweint habe."

„Ich habe gesagt, eine gewisse jemand," erklärte Wilhelm, fast überwältigt von den gewaltigen Veränderungen, welche in diesen schrecklichen dreizehn Jahren mit dem Freunde vorgegangen. „Statt jemand hätte ich einfach eine sagen sollen," fuhr er tiefbewegt fort. „Lieber Jakob, brauche ich dir ihren Namen zu nennen? Du weißt ja, wen ich meine."

„Ich habe manche Namen vergessen," äußerte Bilek träumerisch.

„Einen Namen, den von Maria Wolinsky, hast du doch gewiß nie vergessen können.“ Bei dieser Bemerkung seitens des Freundes schaute Bilek ihn mit trüben, träumerischen Blicken an, in denen sich nach und nach ein Ausdruck von Schmerz und Verwirrung zeigte. Es war, als ob er, wie ehedem Samuel zu Saul es gethan, hätte sagen wollen: „Warum hast du mich unruhig gemacht, daß du mich heraufbringen lässest?“ Der Schmerzensausdruck Bileks machte jedoch bald dem seiner gewöhnlichen Ruhe Platz.

„Wilhelm,“ fing er an, „das letzte, was du mir an jenem Morgen im Walde mitteiltest, war, daß Maria Wolinsky nicht deine Schwester sei.“

„Du erinnerst dich also dieses unsres Gespräches noch sehr wohl?“ fragte Wilhelm überrascht.

„Ach, jedes Wortes,“ war die Antwort. „Gerade wie ein mir bekannter Mann, der durch Blitz mit Blindheit geschlagen wurde, immer das im Gedächtnis behielt, worauf vor dem Unglück seine Augen geruht hatten, jeden Baum, jeden Stein und Grashalm der Stätte. In den Tagen, die später folgten, habe ich aber Vermutungen darüber angestellt, wie alles enden würde. Ich denke, Maria ist seit manchem Jahre *deine* Hausfrau.“

„Maria hat sich nie verheiratet, lieber Jakob, ich auch nicht,“ erwiderte der Freund, und fing nach einer Pause aufs neue zögernd an: „Ich muß gestehen, daß es nicht an mir lag. Ich habe sie vielmehr mit einem Antrage gedrängt — du magst deswegen von mir denken, was du willst.“

„Was könnte ich deshalb von dir denken, Wilhelm

— ich? Du hattest das Recht dazu. Der Tod löst alle Bande und — ich bin ja ein Toter."

„Ein Toter, lieber Jakob?"

„Ja. Ich atme und gehe, esse, trinke und schlafe; ja, noch mehr: ich fürchte Gott und bete zu ihm. Ich weiß, er ist immer bei mir, und glaube, mein Leben ist mit Christus verborgen in ihm. Aber alles andre, alle Hoffnungen und Befürchtungen, alle Freuden und Schmerzen, die ich hatte, als ich in der Welt war, haben aufgehört, dazu alle irdische Liebe — außer einer. Der Bischof ist mir jetzt Vater und Mutter, Weib und Kind. Wenn man mich morgen auf freien Fuß setzte — meinst du, ich würde mit dir nach Leutomischl gehen? Nein, denn alles würde mir dort nur fremd sein. Ich würde mich vielmehr dem Gouverneur zu Füßen werfen und ihn bitten, mich zu einem seiner Mietlinge zu machen, damit ich noch in der Nähe des Bischofs sein und ihm dienen könnte, wo er es bedürfe. ‚Wo der Bischof hingeht, da will ich auch hingehen, wo er bleibt, da bleibe auch ich; wo er stirbt, da sterbe ich auch und da will ich auch begraben werden.'" (Ruth 1, 16 u. 17.)

Hier schwieg er; er hatte aber genug gesagt. Wilhelm wußte jetzt zur Genüge, daß in dem Freunde die Jugendliebe erstorben war. Dieser freute sich indes keineswegs darüber, im Gegenteil. Sein ehrliches Herz war überwältigt von Mitleid mit Bilek, noch mehr mit Maria. Die arme Maria! Welche Schätze an Liebe und Treue hatte sie all diese Jahre gespendet, wie viel hatte sie hingegeben: ihre Jugend, ihre Kraft, ja, ihr ganzes Leben, nur um nichts dafür zu empfangen! Wäre Bilek im Weißen Turm unter der Folter gestorben,

er würde mit liebenden Gedanken an sie gestorben sein. Aber jetzt!! „Arme Maria!“ sagte Wilhelm wieder zu sich selbst. Fast hätte er es laut gesagt, hielt jedoch noch zeitig das Wort zurück. Jetzt wäre es überflüssig gewesen, Bilek das Geheimnis des treuen, unwandelbaren Herzens zu verraten. Überdies erwachte in Wilhelms Herzen ein gewisser Stolz für Maria, der ihn noch mehr zum Schweigen bestimmte.

So standen die Freunde eine Zeit lang nebeneinander. Während Wilhelm alles gesagt hatte, was er zu sagen wünschte, zeigte bei Bilek die gezwungene lange Einsamkeit ihre Wirkung auch darin, daß Worte ihm nicht leicht zu Gebote standen. Nicht, als ob ihm viel daran gelegen gewesen wäre. Nach der jahrelangen Einsamkeit gewährte es ihm Freude genug, ein freundliches Wesen in der Nähe zu haben.

Nach einer Weile belebte sich sein trüber Blick. Er wandte dem goldenen Abendhimmel den Rücken. All die ihn umgebenden Naturschönheiten hatten keinen Reiz mehr für ihn; denn durch eine Glasthür, die von den Damengemächern hinaus auf die Terrasse führte, kam, begleitet von Greta von Trauenfels, der Bischof.

In ernstem Gespräche begriffen, wanderten beide langsam auf die beiden Freunde zu. Der ehrwürdige Greis lehnte sich auf seine jugendliche Begleiterin, die, während sie den Schwachen stützte, mit einem rührenden Gemisch von Mitgefühl und Ehrfurcht zu ihm aufblickte. Johann Augusta, Bischof der Unität, hatte überhaupt etwas so Ehrfurchtgebietendes, daß niemand sie ihm hätte versagen können. Körperlich hatte er ebenso sehr gelitten, wie sein Diakon, vielleicht mehr als dieser;

aber sein thätiger, starker und gründlich gebildeter Geist hatte ihn befähigt, den seelischen Wirkungen einer so langen Gefangenschaft besser Widerstand zu leisten. Wilhelm fiel der Unterschied zwischen den beiden Gefangenen so sehr auf, daß er unwillkürlich zu sich selbst sagte: „Der arme Bilek! Seine eignen Worte sind nur zu wahr. Er ist gewissermaßen tot."

Noch in ernstem Gespräch begriffen, kamen der Bischof und seine Begleiterin näher. Gegenstand desselben war augenscheinlich das große Ereignis des Festtages. Als der Bischof mit tiefer, wohlklingender Stimme die Stelle aus Joh. 11 anführte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe," hörte Wilhelm im Vorbeigehen die jugendliche Begleiterin antworten: „Das ist wahr, ehrwürdiger Vater. Wenn wir nur dessen gewiß wären, daß wir ihm wohlgefallen und auf die rechte Weise an ihn glauben!"

Die köstlichen Trostworte der heiligen Schrift hatten auch in des Zuhörers Herzen einen Wiederhall gefunden. „Der wird leben, ob er gleich stürbe," wiederholte er sich immer wieder. Er wäre freilich nicht imstande gewesen, die volle Bedeutung dieses Wortes zu erklären und würde es vielleicht so gedeutet haben: „Bei der Auferstehung wird Bilek seine ganze Lebenskraft zurückerhalten, alles, was er um Christi willen verloren und gelitten hat, wird ihm vergolten werden, obgleich ich nicht im geringsten begreifen kann, wie."

14. Kapitel.

Abschied und Heimreise.

„Ihr wollt also morgen die Heimreise antreten, guter Wilhelm?" sagte die Edeldame Greta, als am Dienstag-Abend nach Ostern in einem der Damengemächer dieser ehrerbietig vor ihr stand.

„Ja, edle Dame, ich denke, mein Geschäft hier ist zu Ende."

„Und wohl ausgerichtet, das kann ich bezeugen. Seht, hier ist ein Zeichen, das Ihr dem zurücktragen mögt, der Euch gesandt hat. Das, was ich ihm zurückzuschicken wünsche, liegt in dieser kleinen Schachtel."

„Hat die hohe Dame vielleicht auch eine Bestellung für mich?"

„Ist nicht nötig. Wenn Ihr wollt, mögt Ihr den Empfänger an die Bedeutung meines Namens — Trauenfels — erinnern, weiter nichts. Aber noch einen Augenblick. Ihr mögt auch erwähnen, daß, falls er im Monat Juni zum St. Johannisfeste nach Prag kommen sollte, er vielleicht Freunde dort treffen werde. Sagt ihm auch, der Erzherzog sei nicht sein Feind, er habe nur dem Drängen andrer nachgeben müssen, und meine Herrin will uns von Herzen wohl. — Nun in Bezug auf Euch selbst, guter Wilhelm. Eure Bemühungen verdienen nicht nur großen Dank, sondern auch große Belohnung."

„Was den Dank betrifft, edle Dame, so fühle ich mich durch denselben sehr geehrt, obgleich ich ihn nicht

verdient habe, was aber die Belohnung betrifft, so ist mir diese von einer andern Seite aus schon in vollem Maße zu teil geworden. Selten ist eine Reise in jeder Hinsicht mit besserem Erfolge gekrönt worden, als die meinige."

„Ich rede nicht von Bezahlung, bitte euch aber, diese Kette als Geschenk für Eure Frau anzunehmen, als Gabe einer Schwester für eine Mitschwester."

Wilhelm neigte sich tief über die goldene Kette, welche Greta von ihrem eignen Halse nahm und ihm anbot, indem er sagte: „Ich danke Euch, gnädiges Fräulein, aber ich habe keine Frau."

„Keine Frau? Ist sie denn vielleicht nicht mehr am Leben?"

„Nicht das; aber die Jungfrau, welche ich liebe, liebt mich nicht. Falls das aber auch anders wäre, solcher Schmuck würde armen und geringen Leuten schlecht stehen."

„Nein, Freund, das ist nicht so. Ich habe oft junge Mädchen Eures Landes dergleichen bei der Messe oder an Festtagen tragen sehen. Nehmt es also, oder ich würde mich enttäuscht fühlen, und Ihr werdet mich ja doch nicht betrüben wollen. Gebt es der Jungfrau, die Ihr liebt, und sagt ihr, eine andre Jungfrau sende es ihr aus der Ferne als Brautgeschenk mit der Botschaft, jahrelange treue Liebe dürfe nicht verschmäht werden."

„Eine schöne Botschaft, gnädiges Fräulein; aber ich fürchte, daß trotz alledem keine Verlobung stattfindet."

„Nun, seid doch nicht so kleinmütig. Jedenfalls nehmt das Gold, und im schlimmsten Falle benutzt es zur Unterstützung Eurer Glaubensgenossen, solcher Pi=

karden, die um ihres Glaubens willen im Gefängnis schmachten oder in andrer Not sind. Ihr gehört doch sicherlich auch zu ihnen?"

„Ich gehöre der Kirche der Böhmischen Brüder an, hohe Dame. Unsre Feinde nennen uns allerdings spottweise Pikarden; was dieser Name aber zu bedeuten hat, ist mir unbekannt, vielleicht ihnen selbst auch."

„Ihr seid immerhin Ketzer und getrennt von der Kirche, was zu bedauern ist. Ihr thut mir leid. Und doch glaubt ihr an unsern hochgelobten Heiland, an sein Leiden, seinen Tod und seine Auferstehung. Ich denke, ihr seid Ketzer, weil ihr nicht an die heilige Jungfrau und an die Heiligen glaubt."

„Wir glauben, daß die Jungfrau Maria die gesegnetste unter den Weibern ist, und von den Heiligen droben, daß sie die Geister der vollkommen gemachten Gerechten sind, deren Glauben wir nachfolgen, deren Ende wir anschauen sollen. Aber wir beten sie nicht an, wir bitten sie nicht, als Fürsprecher für uns bei Gott einzutreten. Ist doch Christus unser einziger Mittler und Fürsprecher. Als Gott kann er uns an allen Orten und zu allen Zeiten hören, als Mensch aber kann er Mitleid mit uns haben und mit uns fühlen. In ihm ruht unser volles Heil. Im Leben ist er unser Licht, im Sterben unsre Hoffnung und nach dem Tode wird er in alle Ewigkeit unsre Freude sein. Aber warum sollte ich so reden, edle Dame, ich, ein ungelehrter, unwissender Mann! Wenn gnädiges Fräulein nur mit unserm Bischof reden wollte, er würde ihr die Lehren der Brüder gern erklären."

„Ich habe mit ihm geredet, guter Wilhelm; und

ich halte es als Katholikin für keine Schande, wenn ich sage, daß ich etwas von ihm gelernt habe. Nicht etwa Ketzerei, o nein, daran ist nicht zu denken. Er hat nur über die große Liebe unsers hochgelobten Herrn zu uns armen Sündern geredet und wie wir seiner Liebe uns freuen können, ob wir ihn auch nicht so lieben, wie wir es sollten. Es waren Worte der Weisheit, die er sprach. Wollte Gott, daß er für den wahren Glauben gewonnen würde! Er würde bald Erzbischof, Kardinal, alles was er wünschen würde, sein!"

„Meine edle Dame," versetzte Wilhelm kühn, „ich wage zu behaupten, daß er als Christi Gefangener größer ist."

„Ihr dürft überzeugt sein, daß wir für ihn thun werden, was wir vermögen, auch für den andern," versicherte die Edeldame.

Wilhelm nahm diese Zusicherung mit dankbarer Anerkennung an und verabschiedete sich dann, um sich zur Reise anzuschicken.

Er hatte an diesem Abend auch noch eine Unterredung mit Bilek. „Morgen wird der Bischof wieder ins Gefängnis zurückkehren müssen," sagte der Diakon.

Und du," versetzte Wilhelm.

„Natürlich. Aber ich denke, der Bischof hat so sehr die Herzen des Gouverneurs und seiner Gattin gewonnen, daß beide Fürsprache für ihn beim Erzherzog einlegen werden."

„Jakob, Jakob, denkst du denn gar nicht an dich selbst?"

Bilek wandte sich ein wenig, sah den Freund liebevoll an und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Ja,

lieber Wilhelm," erwiderte er, „während der letzten zwei Tage habe ich viel an mich selbst gedacht — und auch an dich. Nachdem ich die Sonne gesehen und die reine Himmelsluft eingeatmet, bin ich überhaupt viel eher imstande zu denken. Ich erinnere mich auch an viel mehr."

„Dein Gesicht hat auch wieder mehr die Farbe und den Ausdruck eines Lebenden bekommen," gab Wilhelm zurück.

„Eines Lebenden? Wie heißt's im Worte Gottes, Freund? ‚Der Tod, die Toten, können dich nicht rühmen, sondern allein die da leben, loben dich,' — wie ich es jetzt thue. Ja, Wilhelm, ich lebe meinem Gott. Deshalb sorge dich nicht um mich. Ich bin zufrieden. Es ist wahr, daß eine Art Finsternis meine Vergangenheit verhüllt, so daß mir beim Rückblick alles trübe aussieht und ich ‚Menschen gehen sehe, als sähe ich Bäume'. Aber vor mir ist keine Finsternis, sondern lauter Licht, das immer heller wird, je länger ich hinschaue."

„Du kannst also jetzt sagen: ‚Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil'," sprach Wilhelm tiefbewegt.

„Nur ihn begehre ich," bestätigte Bilek. „Außerdem ist es Tag und Nacht mein Gebet, daß ich nicht vom Bischof getrennt werden möge." Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Wilhelm, ich habe an dich und Maria gedacht. Georg Wolinsky kann nicht immer leben, und es ist nicht gut für eine Jungfrau, allein zu stehen. Überdies ist es nicht recht, daß dein Leben so

getrübt bleiben sollte. Ich weiß nicht, wie viel ich noch von früher her bei ihr gelte, jedenfalls wird mein Wort immer noch bei ihr ins Gewicht fallen. So sage ihr denn in meinem Namen, der Jakob Bilek, den sie vor langer Zeit gekannt, existiere nicht mehr; der alte Mann, der an seine Stelle getreten und dem jene vergangenen Tage wie ein lieblicher Traum erschienen, bete, er möge vor seinem Tode noch die frohe Botschaft vernehmen, daß sie die glückliche Frau seines Freundes Wilhelm Wolinsky geworden sei."

„Ich glaube kaum, daß ich ihr das sagen kann, lieber Jakob, wenigstens nicht alles," gab Wilhelm mit thränenumflorten Augen zurück.

„Du mußt es thun. Es ist mein Auftrag für dich, Wilhelm, wahrscheinlich mein letzter. Richte ihn also treulich aus. Laß den nächsten Brief, der von Leutomischl an den Bischof kommt, die Nachricht von deiner Verheiratung enthalten. Und nun, Gott segne dich, lieber Freund!"

So schieden die beiden. Am folgenden Tage wurden beide Gefangene in ihre Zellen zurückgeführt, während Wilhelm den Heimweg antrat. Raschen Schrittes, ohne sich aufzuhalten, wanderte er vorwärts. Ist's zu verwundern, daß im Blick auf die Zukunft etwas wie ein neuer Frühling in dem Wanderer erwachte? Die Erfüllung seines Herzenswunsches regte sich mit so lauter Stimme in ihm, daß er nicht vermochte, sie zum Schweigen zu bringen. „Jetzt wird doch endlich Maria nachgeben und das Sehnen des Jünglings wird an dem Mann erfüllt werden," hieß es in ihm. Natürlich wollte er der Jungfrau nicht alles wiedererzählen, was Bilek

gesagt, aber sie sollte auch nicht im Zweifel bleiben über dessen Wunsch. Die Segensworte, mit welchen der gefangene Freund ihn entlassen, wie das Geschenk der Edeldame Greta erschienen ihm als Unterpfand einer glücklichen Zukunft. „Ich weiß nicht, wie es kommt,“ sagte er zu sich selbst, „aber ich habe die feste Überzeugung, daß ich diesmal kein ‚Nein‘ von Marias Lippen hören werde.“ Seine Worte sollten wahr werden.

15. Kapitel.

Spätere Tage.

Es war bereits Abend, als Wilhelm sein Reiseziel erreicht hatte und sich dem Hause Wolinskys näherte. Durch die Thür, welche geöffnet war, um frische Luft einzulassen, tönte ihm lieblicher Gesang entgegen. Augenscheinlich hielt die Familie ihre Abendandacht, bei welcher Gelegenheit stets gesungen wurde. Wilhelm trat geräuschlos ins Haus und schloß sich unbedeckten Hauptes der kleinen Gruppe an. Alle bemerkten seine Anwesenheit, aber es nahm doch jetzt keiner besonders Notiz von ihm.

Als Wilhelm in die bekannten Worte mit einstimmte, fiel es ihm auf, daß zwei Familienglieder bei der Andacht fehlten: Maria und deren Mutter. Er bemerkte auch, daß die Thür zur nächsten Kammer offen stand und zog daraus den Schluß, die Mutter sei krank und Maria zu ihrer Pflege bei ihr. Die offenstehende Thür war ihm aber ein Zeichen dafür, daß die Kranke an der Andacht teilnahm, also nicht sehr krank sein könne.

Mit dem Schluß des Liedes war die Andacht beendet. Kaum war der letzte Ton verklungen, als Wilhelm sich erhob, auf Georg Wolinsky zutrat und im nächsten Augenblicke von den Armen des geliebten Vaters umschlungen wurde. Dieser sah blaß und angegriffen aus, so daß bei dem Heimgekehrten neue Befürchtungen aufstiegen. Wolinsky ließ ihm aber zum Fragen keine Zeit, sondern kam ihm mit der Erkundigung zuvor:

„Wie ist es dir ergangen, mein Sohn? Was für Nachricht bringst du uns?"

„Gute, sehr gute, Gott sei Dank! Ich will Euch alles erzählen. Aber, mein Vater, ich fürchte, Ihr habt Kummer. Wie geht es der teuren Mutter?"

„Sie ist wohl und mutig. Wie sie damals in den Tagen meiner Gefangenschaft sich als glaubensstarke Christin erwiesen hat, so trägt sie auch jetzt als solche unser Leid, obgleich die Hand Gottes schwer auf ihr und mir liegt."

„Vater, was wollt Ihr damit sagen? Gottes Hand? Und doch sagt Ihr, sie sei wohl? Ich verstehe Euch nicht."

„Mein armer Junge, Wilhelm, du hast noch mehr Ursache zum Trauern, als wir. Es handelt sich um Maria!"

„Maria?" stammelte der Heimgekehrte.

„Ja, mein Sohn. Gott fordert unser Bestes von uns. Wie ich sagte, hast du mehr Ursache zum Trauern, als wir. Wird doch dein Schmerz von längerer Dauer sein. Ich — wir — werden nicht so lange zu warten haben. Wir werden zu ihr gehen. Aber es ist nicht leicht für die Alten, wenn die Jungen zuerst gehen."

Der junge Mann zitterte vor innerer Bewegung an allen Gliedern. „Es kann nicht sein!" rief er erschüttert aus. „Vater, es kann nicht sein! Ist denn gar keine Hoffnung da?"

Georg schüttelte traurig den Kopf. „Alles, was geschehen konnte, ist versucht worden — aber vergeblich," erwiderte er mit tonloser Stimme.

„Was für eine Krankheit ist es denn?"

„Es ist jenes bösartige Fieber, welches in letzter Zeit so viele hinweggerafft hat. Martin, des Schloßvogts Knäblein, das im Dorfe in Pflege war, wurde von demselben ergriffen; aus Furcht vor der bösen Krankheit wurde es von der Pflegemutter vernachlässigt, und Maria — —"

In diesem Augenblicke wurde die Kammerthür, die nach dem Singen gleich zugemacht worden war, leise geöffnet. Die Mutter trat heraus und sagte ohne Gruß und Händedruck, als ob sie nur eine Stunde getrennt gewesen wären, zu dem Heimgekehrten: „Sie hat beim Singen deine Stimme gehört und möchte dich sehen. Komm herein!"

„Getraust du dich, ruhig zu sein?" fragte der Vater besorgt. „Du wirst sie sehr verändert finden."

Wilhelm nickte und folgte schweigend der Mutter. Da sah er, was die meisten von uns im Leben einmal, wenn nicht öfter gesehen — die Hand des Todes auf dem Angesichte derer, die ihm teurer war, als sein eignes Leben.

Maria lag bleich und matt da, hatte aber anscheinend keine Schmerzen. Nachdem das Fieber seinen Höhepunkt erreicht hatte, war es gefallen und die besorgten Lieben hatten auf kurze Zeit Hoffnung gehabt. Doch plötzlich nahmen die Kräfte der Kranken zusehends ab, und als alle angewandten Mittel erfolglos blieben, verhehlte man es sich nicht länger, daß es zu Ende gehe. Auch die Kranke wußte das.

Sie streckte matt dem Freunde die Hand entgegen und flüsterte: „Wilhelm — guter Wilhelm!"

Die Hand der Geliebten in der seinigen, kniete Wilhelm an ihrem Lager nieder. Er vermochte nicht, auch

nur ein Wort über die Lippen zu bringen. Es bedurfte bei dem starken Manne der äußersten Anstrengung, um ein lautes Schluchzen zu unterdrücken.

„Wilhelm,“ flüsterte, als der Freund kein Wort des Grußes oder Trostes für sie hatte, die Kranke weiter, „ich freue mich, daß du gekommen bist. Ich habe dir noch etwas zu sagen.“ Es war, als ob diese Worte eine offene Wunde berührt hätten; er erzitterte.

Die Sterbende fühlte, daß sie ihm wehe gethan und verbesserte ihre Worte, indem sie sagte: „Wilhelm, ich habe dir manchmal viel Schmerz bereitet. Vergieb mir.“

Der Freund drückte als Antwort seine heißen Lippen auf die Hand, die er in der seinigen hielt, und sagte darauf mit Anstrengung: „Maria, ich habe Jakob Bilek gesehen.“

Die sanfte Röte, welche sich bei dieser Mitteilung über ihr bleiches Angesicht verbreitete, der Glanz, der auf einen Augenblick aus ihren Augen leuchtete, waren dem Liebenden ein süßer Lohn. Die Mutter, die bis dahin an der Thür gestanden, ging erfreut an die anstoßende Stube, um den dort Harrenden die erfreuliche Kunde zu bringen, Wilhelms Besuch thue anscheinend der Kranken wohl.

„Leidet er noch?“ fragte diese.

„Nein, liebe Maria. An ihm und dem Bischof ist erfüllt, was im Worte Gottes steht: ‚Wenn eines Menschen Wege Gott wohlgefallen, so macht er selbst seine Feinde mit ihm zufrieden.‘ Während ich am Osterfeste bei ihnen war, genossen sie im Schlosse volle Freiheit.“

„Erzähle mir mehr, Wilhelm!“ bat die Lauschende, ja, sie versuchte sogar sich halb aufzurichten und schaute

ihn erwartungsvoll an. Das Rot auf ihren Wangen wurde immer tiefer, der Glanz ihrer Augen immer heller, und ob sie auch im nächsten Augenblicke erschöpft in ihr Kissen zurücksank, so blieben doch ihre Blicke unverwandt auf den Erzähler gerichtet.

Dieser, alle Kraft zusammennehmend, fuhr fort: „Jakob hat gesagt, sein Leben sei verborgen mit Christo in Gott; er hat gesagt, vor ihm sei gar keine Finsternis, sondern nur Licht, das immer heller und heller werde, weil es von dem Angesichte Jesu auf ihn scheine."

„Hat er das gesagt? Dann ist ja der Herr stets bei ihm gewesen. O, Gott sei Dank! Wie mich diese Botschaft erquickt!"

Nach einer Pause fuhr sie in vertrauensvollem Tone fort: „Wilhelm, hat er auch von mir gesprochen? Bitte, sprich, es kann ja jetzt niemand mehr verletzen."

„Ja, Geliebte, er sprach von dir. Er hat gesagt, dein Angesicht sei das lieblichste, auf dem seine Augen je geruht hätten."

Ein mattes Lächeln umspielte die Lippen der Sterbenden. „Genug, Wilhem! Damit sei der letzte irdische Gedanke abgethan! Schreibe ihm und berichte ihm alles. Und nicht wahr, du wirst Vater und Mutter ein treuer Sohn sein? Ich gehe heim. Ihr werdet nachkommen."

Plötzlich überschattete Todesblässe ihr Angesicht; sie rang nach Atem. Wilhelm rief die Mutter herbei und zog sich schweigend in den Hintergrund zurück. Fühlte er sich doch nicht berechtigt, den nächsten Platz am Sterbebette der Geliebten zu beanspruchen.

Eine Stunde später war alles vorbei. Der Vater

legte dem Adoptivsohn die Hand auf die Schulter und sagte tröstend: „Wilhelm, jetzt versteht sie dich.“

„Ja, sie versteht jetzt alles,“ gab der Betrübte zurück. „Ich will mich bestreben, es still zu tragen; aber es ist schwer.“

„Mir,“ erwiderte der Vater, „ist kaum noch etwas schwer. Gott kann nicht anders, als mir und den Meinigen nur Gutes erweisen. Aber, Wilhelm, komm und tröste die Mutter. Komm, wohne wieder bei uns wie in alten Tagen, sei uns wieder ein Sohn, wie ehedem.“

Wilhelm that demgemäß und wurde nach und nach ruhig und gefaßt. Vergessen hätte er freilich die Heimgegangene nimmer können, nein, Maria schien ihm jetzt mehr zu sein, als sie früher gewesen.

Georg Wolinsky wandelte unter seiner Umgebung wie einer, der das Geheimnis der Liebeswege Gottes erkannt hat.

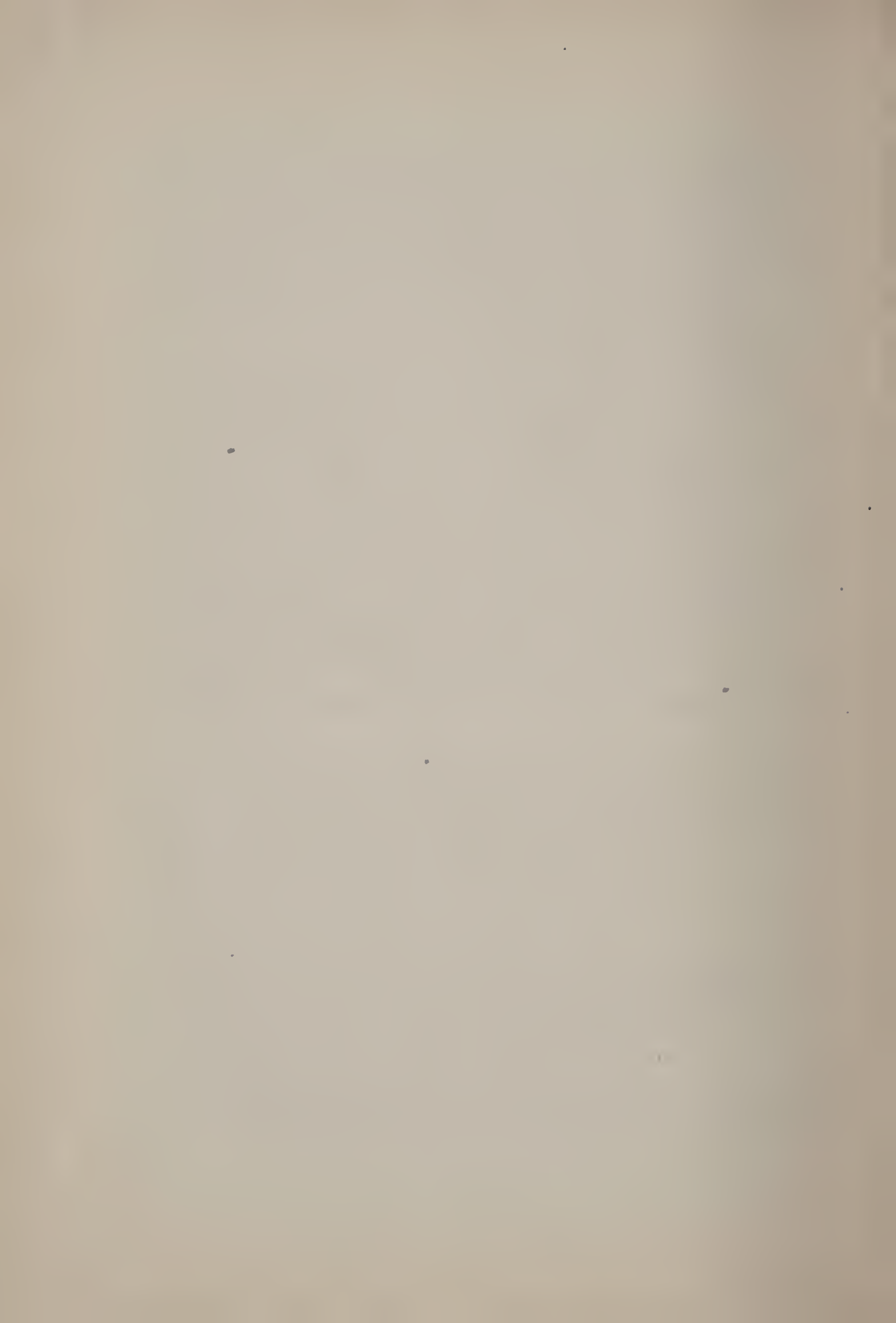
„Und wie könnte ich klagen,“ sagte die Mutter, nachdem Gott mir ihn gelassen hat? Er hat uns auch unsre Söhne und Töchter erhalten, dazu Wilhelm, der im Alter uns eine Stütze sein wird.“

Für die Brüderunität folgten ruhigere Zeiten. Als besonderer Beweis dafür möge die große Synode dienen, welche sich versammelte und eine Bittschrift an den Kaiser sandte, die außer den Unterschriften der Geistlichen die von hundertachtundfünfzig böhmischen Edelleuten trug. Unter den Namen war auch der des Barons von Rosenberg. Er und seine junge Gattin, die Edeldame

Greta, hatten sich der Unität angeschlossen. Wie Peter von Rosenberg seine ersten Eindrücke dem geduldigen Leiden Georg Wolinsky zu verdanken hatte, so war bei Greta von Trauenfels der gefangene Bischof das Werkzeug in Gottes Hand gewesen, sie für die Wahrheit des Evangeliums zu gewinnen.

Beide waren in ihrem Liebesdienste gegen die Armen und leidenden Glaubensgenossen unermüdlich. Sie nahmen an dem Ergehen der Familie Wolinsky den wärmsten Anteil, besonders an dem Wilhelms, dessen Dienste zu ihrer Vereinigung sie stets dankbar eingedenk blieben. Dem Einflusse Rosenbergs bei seinem Onkel hatte Wilhelm es hauptsächlich zu verdanken, daß ihm Zeit und Freiheit zur Ausübung seiner religiösen Pflichten eingeräumt wurde. Er unterwies insonderheit die Unwissenden und besuchte die Kranken. In späteren Jahren wurde er als Diakon ordiniert und noch später als Presbyter.

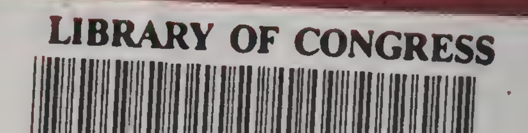
Hier verlassen wir ihn und die, deren Fußstapfen wir eine Weile gefolgt sind. Es ist kein Phantasiebild; Wilhelms Ritt nach Prag, seine Unterredung mit dem gefangenen Bischof, seine Gefangennahme und Befreiung sind historische Thatsachen. Dasselbe kann bezeugt werden von dem, was in Bezug auf die Leiden des Bischofs Augusta und des Diakons Bilek samt denen des Georg Wolinsky und der übrigen treuen Bekenner mitgeteilt ist. Möge diese Erzählung dazu dienen, unsre Herzen zu bewegen, Nachfolger derer zu werden, die durch Glauben und Geduld die Verheißung ererbt haben!





JUN 29 1899




LIBRARY OF CONGRESS
00025369774